



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 51.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Graf Rübezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Grete, Gräfin Rübezahl! ... Ich rief es nicht laut, aber in mir schrie es so auf, mein Kopf vermochte den Gedanken gar nicht zu fassen, der Umschwung kam gar zu plötzlich...

Wie seltsam und doch wie einfach sich das Alles löste! — Grete seine Frau, — in wenigen Tagen schon?! — Mir schwindelte, ich wandte mich um, ich wollte noch allerhand Fragen thun, aber mein Mund verstummte, als ich des Onkels Gesicht sah. — Finster und gelb, mit Zügen so hart wie aus Bronze gegossen, den Kopf vornübergebeugt und die Hände auf dem Rücken, ging er unstät im Zimmer auf und ab. Sein Haar war fast weiß und an seinen Schläfen lagen die Ader wie dicke Netze, starr und unheimlich war das Auge zu Boden gerichtet.

Ja — es hatte sich Alles überraschend schnell und einfach gereiht — der alte Haß wurde begraben in der Liebe der Kinder, aber was es Jenen dort kostete, das weiß nur Gott!

Es war ein seltsames Leben, welches wir nun führten: Grete und der Onkel waren den ganzen Tag im Rübezahlschen Palais, während ich von Laden zu Laden fuhr, um das Nöthigste für die Hochzeit zu besorgen. Es war eine böse, aufregende Zeit.

Dann kam der Tag, wo in aller Stille der Bund geschlossen wurde, am Krankenbette, wo Grete als das junge Weib des Grafen Rübezahl dessen Pflege übernahm.

Grete Steiman... Gräfin Rübezahl!... Der Onkel hat das niemals ganz überwinden können!

Schon wenige Tage nachher verließen wir Berlin, unser Bestes dort zurücklassend. — Nun würde es noch düsterer werden um uns herum... Du lieber Gott!... und ich war kaum zwanzig Jahre alt!

Die Vermählung des Grafen mit einer unbekannten Dame aus der Provinz erregte natürlich großes Aufsehen, um so mehr, als sie unter so eigenthümlichen Verhältnissen vollzogen wurde. Man fabelte ganze Romane hierüber, deren Bruchstücke auch mir zu Ohren kamen. Wir wurden nebenbei von Besuchern fast erdrückt in unserem Hotel, und dieß um so mehr, als Jedermann im Palais selbst abgewiesen wurde. Die Neugierde war außerordentlich groß und wir hatten sehr darunter zu leiden.

Jahrb. Welt. XXIX. 26.



Die Königin der Blumen und der Ernte. Nach einer Zeichnung von H. Knapp.

Orete, das junge Weib, saß allein währenddem in ihrem großen Palais in tiefem Kummer und pflegte ihren schwerkranken Gemahl mit der treuesten und zärtlichsten Sorge, sie suchte dieses Leben für sich zu retten, — sie liebte ihn so über alle Maßen. — Das waren ihre Flitterwochen. Außer dem Arzt und uns sah sie nur noch den Grafen Jienburg, der — ein treuer Freund — ihr zur Seite stand in dieser schwersten Zeit.

Am Tage vor unserer Abreise ereignete sich noch etwas Bemerkenswerthes: der Onkel war fort, ich selbst war beim Einpacken und hatte den Leuten im Hotel gesagt, daß ich für Niemanden zu Haus wäre. Trotzdem, als ich mich jetzt, ein leises Geräusch vernehmend, herumwandte, bemerkte ich nicht ohne Schrecken eine hohe, schwarze weibliche Gestalt in meinem Zimmer.

Ich vermutete, hier fände eine einfache Verwechslung statt, und gab dieser Voraussetzung Worte; in demselben Moment aber hob jene Unbekannte den dichten Schleier und mit Entrüstung, aber auch mit einem Gefühl der Furcht zugleich erkannte ich jene Frau von Montlet.

Ich bin sonst ein schüchternes Frauenzimmer, aber die Umstände und mein Zorn gaben mir Muth.

„Was wollen Sie und wie kommen Sie hier herein?“ frug ich, die dunkle, aufrecht dastehende Gestalt mit blühenden Augen messend.

Sie rührte sich nicht von der Stelle, ihre Blicke glühten mich an, mit einem eifrigen Feuer möchte ich sagen, und um ihren Mund zuckte es spöttisch.

„Ich versuchte vergeblich den Grafen Rübezahl oder die Frau Gräfin (sie betonte dieses Wort ganz besonders) zu sprechen und komme deshalb zu Ihnen. — Das, was ich Ihnen zu sagen habe, erleidet keinen Aufschub, ich bitte deshalb, mein Eindringen zu verzeihen.“

Sie sprach so sicher und überlegen, ich war einen Augenblick lang so eingeschüchtert durch ihre großen Manieren, daß ich nichts zu erwidern fand, gleich darauf aber kam ich zu mir selbst.

„Mein Onkel ist nicht hier und ich selbst bin, wie Sie sehen, beim Einpacken,“ erwiderte ich mit einiger Festigkeit, „ich bitte Sie daher, mich zu verlassen, Madame.“

„Ich kam nicht hierher, um mich unvernünftiger Sache fortweisen zu lassen,“ erwiderte sie mit einem finstern, entschlossenen Blick, der mir solche Angst einjagte, daß ich zur Klingelschnur eilte. Das böse Weib aber trat mir in den Weg, sie packte meinen Arm mit einer Kraft, daß ich beinahe aufschrie, und drängte mich zurück.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie verbinde, eine Dummheit zu begehen,“ sprach sie höhnisch. „Sie werden selbst urtheilen, ich wende Ihnen die ganze Verantwortung zu. . . Wenn ich nämlich nicht binnen heute und drei Tagen eine befriedigende Antwort auf einen Brief erhalte, welchen ich vor einiger Zeit an den Grafen Rübezahl schrieb, so werde ich handeln. — Ich werde dann der Welt erzählen, was man von einem gewissen Herrn Rauben, dem Contrebandisten, weiß, und unter welchen Umständen man diesen Herrn im Schlafzimmer der Frau Gräfin, seiner jetzigen Gemahlin, fand. — Diese Historie wird Aufsehen erregen, das versichere ich Sie, Mademoiselle.“

„Sie sehen. . . ich habe noch einige Zähne, um zu beißen,“ fügte sie jactantisch hinzu, als sie meine große Bestürzung bemerkte. „Thun Sie im Uebrigen, wie Sie wollen, — drei Tage gebe ich Ihnen Frist, ist diese vorüber, dann mache ich Ernst. . . Adieu, Mademoiselle Steinau!“

Sie verbeugte sich vornehm kühl, mit höhnischem Lächeln, und verschwand durch die Thür.

Ich war zum Tode erschrocken. Ich sank in einen Stuhl und begann heftig zu weinen. Darüber kam der Onkel herein. — Derselbe war nicht weniger betreten als ich über diesen Besuch.

„Da beginnt es schon,“ murmelte er mit düsterer Stirn, und nachdem er eine Weile nachgedacht, fügte er finstern hinzu: „Wir können mit dieser Person nicht unterhandeln. Weiß sie etwas und kann sie es beweisen, so ist das eine Schraube ohne Ende; kann sie es nicht, so mag sie drohen, so viel sie will. . . Ich werde mit Graf Jienburg sprechen, Du selbst, mein Kind, schweigst still. . . vor Allem zu Oreten kein Wort!“

Es war ein schmerzlicher Abschied; mit trüben Ahnungen reiste ich ab.

LV.

So einsam und traurig wie diesen folgenden hatte ich noch keinen Winter verlebt; es war über alle Begriffe öde in unserem alten Hause ohne Orete — den Sonnenchein desselben.

Nicht erst ermahnen wir ganz, was wir verloren hatten. Ich bewohnte nun allein die neuen Räume, zu meiner Freude nicht, denn ich vermied Orete überall, die Leere gähnte mich an.

Wie wir es trugen? . . . Gott weiß es! . . . Am Ende muß sich ja der Mensch in Alles schicken. — Dazu der strenge Winter.

Ich vertrieb mir die Zeit in der Wirthschaft und mit Lesen, ich studirte alle deutschen Klassiker und das halbe Konversationslexikon, aus welchem ich mir Belehrung holte. — Der Onkel saß drunten, in seinem überheizten Zimmer, mit dem Tadel und den Zeitungen. An die Luft ging er selten, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, die Büsche

feierte, er fühlte sich krank. Er machte stundenlange rastlose Promenaden von einer Wand seines Zimmers zur andern, er aß und trank nicht. . . mit einem Worte, er hatte gethan, was er für recht hielt, aber er konnte es nicht überwinden.

Er ließ sich zuletzt etliche große Kisten vom Boden herunterschaffen und begann zu kramen, zu studiren und zu ordnen, — er suchte alte Familienpapiere. Ich sah halb vermoderte Aktenstücke liegen, Diplome und Dokumente mit alten hölzernen Kapseln und Siegeln, und Stöße Papier.

Daran rühren durfte Niemand außer ihm, aber wir Beide ließen Familienakten und Klassiker liegen, sowie die Stände nahte, wo der Zug drüben einfuhr in den Bahnhof, der uns Nachrichten von Orete brachte. . . Von daher kam der einzige schwache Sonnenstrahl, der in dieses heimliche Dunkel drang.

Sie schrieb uns täglich, wenn auch häufig nur wenige Zeilen. Die Kugel war entfernt, am Rücken herausgeschnitten, es ging dem Grafen ein wenig besser und sie war glücklich, ihn pflegen zu dürfen; sonst wußte sie wenig zu erzählen, es war beinahe immer dasselbe, sie sah und hörte sonst nichts. Das selbstlose, gute junge Weib, sie dachte mit keinem Gedanken an ihr eigenes Ich, nur an ihn und an uns, an ihren Vater ganz besonders.

Biweilen schrieb auch Graf Jienburg, der Onkel stand mit Jenem in Korrespondenz; um was es sich handelte, konnte ich nur ahnen.

Häufig kam der Doktor, biweilen auch unser Pfarrer mit seiner Frau. Durch Jene erfuhren wir, was in der nächsten Nähe passirte, hatten aber viel zu leiden unter der Neugierde der Frau Pastorin, in deren Augen wir jetzt hochwichtige Personen waren, seitdem Orete Gräfin Rübezahl geworden war.

„Gott. . . wie romantisch!“ war ihr drittes Wort und es klingt mir heute noch in den Ohren, ich hasse seitdem alles Romantische.

Der Winter verging. . . Tag und Tage, Woche und Wochen schlichen langsam vorüber. Friedlich in weißem Kleide lag die Welt, aber am politischen Horizonte thürmten sich die Wolken auf und eben solche ballten sich auch bereits über unseren zum Unglück geborenen Häuptern zusammen.

Freilich nach beiden Richtungen gab es viel Lärm um nichts hernach, in der Politik Mobilmachungen, Drohreden, Märsche und Einquartierungen, bis zuletzt die Schlacht von Brunnzell und der todte Trompeterhimmel das Alles wieder in's Geleise brachten, bei uns Schreiberien und Vernehmungen, Aerger und Unruhe und ein sehr unerwarteter Schluß, den Graf Jienburg in Szene setzte.

Das kam nämlich wie folgt:

Der Magister, seitdem er plötzlich ein Krösus geworden war, durch den Verrath an seinem Miethsmann, hatte nichts Schleunigeres zu thun als das, was er besonders liebte, nämlich den großen Herrn zu spielen. Er erschien in neuen Kleidern, sprach noch dunkler und verschörtelter wie früher. — Seine Abende verbrachte er im „Deutschen Keller“, wo er einen Schoppen nach dem andern von dem billigen Landwein trank und das große Wort zu führen versuchte. Hätte unser Stenerrath das noch erlebt, er hätte augenblicklich wieder Indien gewittert.

Meistens vertiefte sich der Magister dort in Materien politischer Natur, er entwickelte dabei eine Weisheit, welche die Anderen staunen machte: — Hätte man ihn gewähren lassen, — es wäre anders in der Welt, aber er wäre ein verkanntes Genie, vom Geschehe vergessen in einem armeligen Winkel. Seit einiger Zeit aber begann er allenthalben dunkle Phrasen hervorzubringen, die mit seiner sonstigen politischen Ueberzeugung im vollsten Widerspruch standen, er schimpfte auf den Adel, schlug auf den Tisch und schreute, daß er das arme Volk zu Handlungen brauche, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und machte biweilen im engern Kreise der Stammgäste Nebenarten, die der verschiedensten Deutung unterliegen mußten, von schönen Damen und unermesslichen Schätzen.

„Wenn ich nur wollte,“ rief er dann häufig, „ich könnte sie Alle mit einander sozusagen an den Pranger stellen. . . in die Luft sprengen. . . Nach hundert Jahren sollte man noch davon erzählen! . . . Viele, die sehr vornehm thun alleweile, würden auf den Knien vor mir rutschen!“

Dem Onkel wurde das hinterbracht, er gewann die beunruhigende Ueberzeugung, daß der Magister jener Frau von Montlet nicht nur Geständnisse gemacht hatte, sondern daß Jener andererseits durch diese Frau Kenntniß davon erhalten hatte, wer sein ehemaliger Miethsmann eigentlich war. Er hielt es für angemessen, in dieser Angelegenheit die strengste Neutralität zu beobachten, und er that gut daran, denn geändert hätte er doch nichts.

Eines Tages beim furchtbarsten Wetter kam die Pastorin angelaufen und frug mich athemlos und mit ganz entsetzten Mienen, ob es denn wahr sei, daß Graf Rübezahl und jener Herr Rauben ein und dieselbe Person seien. — Zum Glück nahm sie meinen Ausdruck der Bestürzung für den eines unwilligen Staunens; ich faßte mich sehr schnell für meine Verhältnisse und frug, ob das ein übler Scherz sei, und woher sie zu dieser Annahme käme. — Die Schleusen ihres Busens öffnet sich nun. . . in der ganzen Gegend spräche man von weiter nichts. . . Jener interessante junge Mann. . . diese romantische Erscheinung. . . wundern würde es sie nicht, wenn er ein Prinz gewesen wäre. Jenes Versteckspiel. . . das zarte Anspinnen eines Herzens-

bundes. . . jenes Gesecht mit den Schmugglern und das Uebrige. . . Gott. . . wie romantisch! . . . Aber freilich —

„Freilich,“ entgegnete ich kühl, „ist das Alles die Ausgeburt einer etwas gar zu lebhaften Phantasie, denn daß ein Graf Rübezahl nicht hieherkommen und den Schmuggler spielen wird — das ist selbstverständlich. Die Bekanntschaft mit dem Grafen spann sich bei einer zufälligen Begegnung in Baden-Baden an. Geblendet von Orete's ganzer Erscheinung trug er ihr damals schon seine Hand an.“ Das log ich ihr nothgedrungen vor.

„Also ist es wohl auch gar nicht wahr, daß sich der Graf mit Herrn von Bodmann um ihre Willen geschossen hat?“ rief sie im höchsten Maße erstaunt.

„Das sind nichts wie Lügen und Erfindungen,“ erwiderte ich zornig über diese Verdröhung der Thatfachen, „und Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie solchem Klatsch energisch entgegenträten.“

„Also in Baden-Baden?“ fuhr sie unberührt fort. „Liebe auf den ersten Blick. . . wie außerordentlich romantisch, liebes Marielchen!“

Sie verdrehte die Augen und schwelgte in allerhand Vorstellungen, während ich, die Brust voller Zorn und Unruhe, sie dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst.

Ich mußte mich noch eine gute Weile gebulden, ehe ich mich von der redseligen Dame befreite, dann aber eilte ich zum Onkel und statierte ihm Meldung ab von dem, was ich gehört hatte.

„Ich danke Dir,“ sprach er niedergedrückt, „ich wußte bereits, daß man dergleichen faßelt. . . Buchwitz sprach mir davon. Jene Dame Montlet scheint wirklich Ernst zu machen. . . Ich vermuthe, der Mosjö da drüben, der Magister, ist an Allem schuld. — Wir können nichts weiter thun, als uns diesen Dingen gegenüber passiv und ablehnend zu verhalten.“

Wenige Tage darauf bekam er eine Vorladung und mußte zur Stadt, die Sache war also richtig anhängig gemacht. — Auch die Zeitungen bemächtigten sich des interessanten Stoffes. Es war nur ein Glück, daß der Graf nicht vernommen und vor Allem nicht konfrontirt werden konnte. — Am übelsten kamen schließlich der Magister bei der ganzen Sache fort und die Klägerin selbst, diese Letztere wurde in die Kosten des ganzen Prozesses verurtheilt und mit ihrer Klage abgewiesen, als ein Brief von eben jenem Herrn Rauben aus England ankam, in welchem dieser sich selbst als den Schulbigen angab und so viele Einzelheiten und Details anführte, daß die Richter die Ueberzeugung gewannen, daß die ganze, ehedem schon höchst unwahrscheinliche Geschichte ein Akt der Rache war.

Das Gewitter zog somit vorüber, der Magister verschwand mit demselben, denn der Verräther war hier seines Lebens nicht mehr sicher, so gehaßt und verachtet war er seitdem im Volke.

Wir athmeten freier auf, wenigstens wir der Sache aus sehr natürlichen Gründen nicht recht froh werden konnten.

Die Herstellung des Grafen machte solche Fortschritte, daß dieser mit seiner jungen Gemahlin Ende März in ein südlicheres Klima reisen konnte. Sie gingen nach Cannes.

(Schluß folgt.)

Das Opfer des Bettlers.

Skizze nach dem Leben

von

Günter v. Freiberg.

(Bild S. 603.)

Prinzessin Lavinia, die älteste Eleon des Klosters San Trinità bei Monti zu Rom, saß geduldig an einem Adventsonntage im Kirchlein oberhalb der spanischen Treppe, um milde Gaben für Arme und Kranke entgegen zu nehmen. Der Anblick dieser mignonischen Brünnette im weißen Gewande übte freilich den größten Reiz auf die Vorüberwandelnden aus; befand sich ein fremder Maler unter ihnen, so versuchte er, sich das jungfräuliche Gesicht im Gazeleier recht in's Gedächtniß einzuprägen, und freute sich auf das runde Stämmchen, das ein Amerikaner oder Holländer ihm für dieses römische Albumblatt zahlen würde. Auch junge Stutzer mit iadellos geknüpften Kravaten schlenderten lächelnd durch die Kirche, die Haltung des Prinzesschens betitelnd oder bewundernd. . . Niemand aber fiel es ein, sein Scherflein auf den kleinen, primitiven Altar zu legen. . . Wo blieben Lavinia's feinsinnige Tanten? Ach, sie hatten von 3—6 Uhr Nachmittags Besuche zu empfangen. . . es wurde bei ihnen mußigt, Thee getrunken und — endlos geklatscht. Aber der Onkel Kardinal? Hatte er gerade heute wieder Sitzung beim französischen Akademiedirektor, der sein Porträt malte?

Langweilig, so dazusitzen und sich zwecklos anlohen zu lassen! Denn das Gotteshaus wird von Minute zu Minute leerer. . . die Kerzen, die der Papst vergangene Lichtmeß weichte, sind schon bedenklich herabgebrannt und leuchten gar schlaftrig.

Nur die singenden Römlein auf dem vergitterten Thor halten sich tapfer und lassen ihr süßestes „O sanctissima, o piissima!“ erklingen.

Da tritt eine Dame, herrlich anzusehen, durch das Pfortchen ein. . . Das Beste kommt immer zuletzt. . . Halleluja! Sie ist in tiefdunkelrothen Sammet gekleidet, jartes graues Pelzwerk verbrämt ihre Pelerine und Schleppe. . . mit stillseligem Lächeln steht sie und lauscht andächtig dem frommen Gesange der Frauenstimme. Ein Diener — oder ist's ein Fremdenführer? — folgt ihr in einiger Entfernung.

Lavinia's fünfzehnjähriges, in Illusionen schwelgendes Herz klopfte freudvoll. „Diese gute Fee gibt mir mindestens ein Goldstück“, hofft sie, und ihre dunklen Kinder-Augen blicken einen bittenden Blick auf die läppige Erscheinung... aber wehe! Ach! los tritt die Sammetdame die Jonquillen und Kamellen des Klostergartens, womit Lavinia's Teppich bestreut ist... Das schneidet der Kreis in die Seele... ihre sorgsam gepflegten Blumen!

Sieh' da! Ohne Knie oder Haupt zu beugen, entfernt sich die schöne fremde Dame alsbald... den kleinen Altar mit den niedlichen Figürchen der Heiligen und den künstlichen Malvensträucher würdigte sie keines Blickes...

Jetzt ist Lavinia's Geduld erschöpft. Die Tochter uralten Fürstengeschlechts beläuft mühsam ihre Thronen.

Horch! wieder ein Schritt! Allein, es lohnt nicht der Mühe, aufzusehen, ist's doch ein Mann im Bettlerkleide, — der Arme hat selber nichts. Dafür jedoch nimmt er sich fein lächerlich in Acht, den Fuß auf die umhergestreuten frischen Blüten zu setzen...

Die geschieht dem Prinzeßchen, als er ein kleines Silberstück in ihre Hände gleiten läßt!... sie glaubt zu träumen...

„Guter Vater, Dein Opfer lohne Dir die Madonna,“ tönt es dankbar von ihren Lippen.

Der Bettler im fadenheinen Mantel schirmt die buschigen Brauen mit der schweligen Hand: das blütenweiße Novizenkleid, bunte Farben, Licht- und Jugendglanz blenden den „dürftigen Mann“... durchschauert ihn irgend eine Erinnerung? Was jitters plöglich seine Geheine? Was verjagt ihm den Athem?

„Donna Lavinia — Donna Lavinia,“ ringt sich's endlich kämpfend aus seiner Brust.

„Kennst Du mich, Alter?“

„O, seit lange... es war ja stets Gottesdienst für mich, an Euch zu denken, und die wunderlichen Leute sagen: Ihr wäret droben im Paradiese, — schon seit fünfzehn Jahren.“

Jetzt war es an Lavinia, verwirrt zu werden... indessen eine echt positive Römerin ist nicht geneigt, sich auf Hirnspinnst einzulassen, sondern erräth scharfsinnig den Zusammenhang der Dinge...

„Ich ähnele meiner Mutter,“ lächelt sie wehmüthig, „meiner angebeteten mamma, die ich nur aus dem Bilde kenne — sie starb sechs Wochen nach meiner Geburt.“

„Miracolo!“ ruft der Bettler aus, „ich sehe die Tochter meiner verklärten Wohlthäterin vor mir? und die Enkelin jener Heiligen, welche mir das erste ermutigende Wort in Rom sagte?! Eccellenza, geeignet sei dieser Tag und diese Stunde!“

Und ohne längere Befremdung stehen sich Fürstentum und Bettler gegenüber, wie sich's oftmals auf römischem Gebiete trifft. Lavinia wankt ihm, ihr in die stille Sakristei zu folgen... Dort erzählt der Alte schlichten Wortes, pathetischen Tones:

„Vor undenklichen Zeiten stieg ich von den Heimbirgen — wo wir unfer Hirtenleben führen, wir Abbruzzen! — zum Flachlande nieder. Es ging nach Rom, Weihnachten war nahe. Mein Vater hatte mir einen prächtigen Dudenstahl geschenkt; den sollte ich vor den ewigen Lämpchen der römischen Gassen und Plätze schnarren lassen. Und so geschah es; wo ich ein Marienbildchen erblickte, legte ich los. In den Höfen der Paläste vor den Schutzheiligen verrichtete ich meine Andacht... vorzugsweise betrat ich gern einen Prachtbau mit vieredigem innerem Garten und einem Brunnen mit Bronzefiguren und Bronzedelphinen. War's da lustig!“

„Unser Brunnen,“ rief Lavinia, „ja, die hübschen glatten Delphine!“

„Und wie ich so da stand in meinem weiß-bunten Ziegenfell und spielte, trat die Besitzerin des Palastes auf einen niedern Altan hinaus, hielt ein Täfelchen in der Hand und begann mich abzuzeichnen. Dann gab sie mir Geld und sagte: „Komm' zu Eltern wieder, dann speisen wir etliche Pilger, die zu Ehren der heiligen Jungfrau nach Rom wallfahren.“... Sie war selber holdselig anzuschauen wie eine Himmelskönigin.“

„Das war mein schönes Großmutterlein,“ sagte leise Lavinia, „noch besitzen wir viele ihrer Gemälde und Studien.“

In die Abbruzzen heimgekehrt, betete ich für sie immerdar, brachte ihre Gesichtsbild, den Ton ihrer Stimme nicht aus dem Gedächtniß. — Um die Osterzeit verhehlte ich nicht, vor ihrem Altare aufzuspielen. Am heiligen Sonntage waren Tafeln hergerichtet unter den Säulengängen der beiden Höfe, Landleute und Vergewohnener schmauseten daran. Donna Lavinia, Eure Großmutter, beaufsichtigte selbst das Mahl; sie war in weißen Atlas gekleidet und trug einen Blätterkranz aus purem Golde im Haar... und war so leutselig; ihr klein-leines Töchterchen, la coccolina (das Lieblingsskind), trippelte zwischen uns umher und lachte... es hieß Lavinia, wie die Mutter. — Ja, principessa, dreimal sah ich so am Osterabend in Eurem Palaste, von goldbetreuten Lakaien bedient, und meinte: Alles sei Traum! Dann hatte alle Herrlichkeit eine Ende: Donna Lavinia war gestorben, in Folge einer Ballnacht, — so ganz plötzlich. Aber am ersten Adventsonntage schlich ich in den wohlbekannten Hof und spielte dem verwaisten Töchterlein auf. Dieß währte Jahr für Jahr; immer größer, der Verstorbenen immer ähnlicher wurde das Prinzeßchen, so daß ich der toten Fürstin vergaß, oder vielmehr, daß ich mir einbildete: diese sei wieder aufgesteigt.

„Aber meine eigene Jugend verging; Mithras kam in unsere Berge; Scudon raffen Lämmer- und Ziegenherden dahin; weit ab lag Rom, unerreichbar wie ein verschüttet Paradies. Und Roth und Mangel wurden meine treuesten Begleiter, und das Haar ward grau, und aus dem lustigen Dudenstahlspieler ward ein vom Sumpffieber abgemagerter Lazarus. Eure Mutter hatte längst geheiratet und lebte mit der Familie ihres Gatten zu Perugia. Vor fünfzehn Jahren sah ich sie dort flüchtig, kurz vor ihrem Tode. Erlauben es meine Kräfte, so pilgere ich alljährlich zum Advent nach Rom, und — ein erpärtes Goldstückchen bringe ich dann immer nach San Trinita bei Monti, denn dort in die dritte Nische verfenken sie ja Eure liebe kleine Großmutter.“

„Ja wohl, Du Guter! — Fortan bleibst Du bei meinem Vater... ich werde von Dir erzählen,“ ruft überwallend Lavinia.

Doch der Bettler schaut bedenklich drein.

„Ich, das Gnadenbrod essen?“ fragt er ihn und holz... „Nein, Eccellenza, ich lauge nicht zum Stadtbewohner. Es macht mich reich genug, vor meinem Tode eine dritte Fürstin Lavinia gesehen zu haben... gebenedeit sei Eure ganze Zukunft... lebt wohl!“

Vor fünfzig Jahren.

Eine Berliner Geschichte

von
Geo Tolsma.

(Fortsetzung.)

3.

Das räthselhafte Verschwinden der schönen Elise von jenem Opernhausballe war schon am folgenden Tage das allgemeine Stadgespräch in Berlin. Frau Wend hatte nach schlaflos verbrachter Nacht sich schon in aller Frühe auf das Polizeipräsidium begeben und die Hülfe desselben zur Ermittlung des Aufenthaltes ihrer Tochter angerufen. Daß sie sich in Berlin befände, glaubte sie noch immer. Der Generalintendant der königlichen Theater, Graf von Redern, welchen Unwohlsein am Bewohnen des Balles verhindert hatte, war nicht der Letzte, zu dem die Tagesneuigkeit gelangte. Keiner erschraf hierüber so sehr wie er, denn keinen ging das Gerücht von der Entführung der schönen Tänzerin auch so nahe an wie ihn. Er begriff, daß im Falle der Bestätigung desselben sich für ihn eine Menge von Aerger, Verdruss und Unannehmlichkeiten daraus ergeben würde.

Schon nach wenigen Tagen sollte das mit außergewöhnlicher Prachtentfaltung arrangirte und bereits eingedachte neue Ballet „Der Korсар“ gegeben werden, dessen Hauptrolle eigens für Fräulein Wend komponirt war. Welche von den anderen Solotänzerinnen würde an ihre Stelle treten können? Er dachte an Fräulein Gelfter als die einzig sich hierfür Eignende. Zugleich aber mußte der Graf daran denken, wie diese Dame, deren eifersüchtige und nachtragende Gemüthsart er nur allzu gut kannte, sich an seiner Verlegenheit weiden und welche Mühe es ihm kosten werde, sie zu bewegen, als Stellvertreterin und Lückenbüsserin für die in letzter Zeit so auffallend ihr vorgezogene, tödtlich von ihr gehaßte Elise Wend aufzutreten. Ihn graute schon im Voraus vor den tête-à-têtes mit dieser Dame und allen Schwierigkeiten, die sie ihm in den Weg legen würde.

Noch viel mehr aber als dieses Alles beunruhigte den Grafen seine amtliche Verpflichtung, das Verschwinden der Tänzerin dem Könige zu melden. Wie aber würde Majestät diese Neuigkeit aufnehmen? Wie sehr der hohe Herr Fräulein Wend immer begünstigt hatte, war ihm selbst am besten bekannt, und daß derselbe über das Geschehene sehr erzürnt sein werde, selbstverständlich. Würde nicht ein Theil des allerhöchsten Zornes sich auch auf ihn ergießen, wie unschuldig er auch an diesem Vorfalle sein mochte? Vorwürfe, er habe es an der nöthigen Beaufsichtigung der schönen Entflohenen fehlen lassen, hörte er schon jetzt in sein Ohr schallen.

Zuerst aber mußte sich der Graf volle Gewißheit verschaffen. Er befahl schnell anzuspannen und fuhr nach der Jerusalemstraße zu Frau Wend. Hier vernahm er umständlich, was diese mit Bezug auf die Abwesenheit ihrer Tochter selbst wußte. Mit wem und wohin Elise entflohen, war ihr damals noch selbst unbekannt. Daran, daß Baron Nolten der Entführer sein könne, dachte dieselbe noch immer nicht im entferntesten.

Der Polizei gelang es jedoch sehr bald, das Geheimniß dieser, das Interesse und die Neugier von ganz Berlin immer lebhafter spannenden Entführungsgeschichte vollständig aufzuklären. Der Kutscher jener Droschke, mit welcher Baron Nolten und Fräulein Wend das Opernhaus verlassen hatten, wurde ohne Mühe aufgefunden. Auch er hatte die junge Dame erkannt. Er erklärte nun, wie er ihrer Abreise und der ihres Begleiters von dem Hause in der Leipzigerstraße, welches näher von ihm bezeichnet wurde, als Augenzeuge beigewohnt habe. Nun bedurfte es zur Ermittlung des ganzen Thatbestandes nur noch einer einfachen Anfrage auf dem Polizeibureau und der Expedition der Extrapolisten, sowie auch in dem von dem Kutscher näher bezeichneten Hause. Es stellte sich heraus, daß Baron von Nolten seinen eigenen Paß nach Dresden hatte visiren lassen, für Fräulein Wend aber und deren Mädchen hatte er sich auf fremde Namen lautende Pässe zu verschaffen gewußt.

Graf von Redern war auf seiner Rückkehr von Frau Wend bei dem Polizeipräsidenten vorgefahren, um diesen zu ersuchen, ihm baldigst mitzutheilen, wenn die Polizei etwas Näheres hinsichtlich der vermögten Tänzerin erfahren hätte. Der Präsident hielt Wort und der Generalintendant war gezwungen, sich noch am demselben Tage bei dem Könige Audienz zu erbitten, um von Allen, was sich mit Fräulein Wend zugetragen, der Majestät ausführlichen Bericht zu erstatten.

Es ist allgemein bekannt, wie sehr König Friedrich Wilhelm III. bis in sein hohes Alter den Bühnentanz liebte, wie viel mit Bezug hierauf das Berliner Theater ihm zu verdanken hat und in welchem Maße er, ungeachtet seiner gewohnten Sparsamkeit, selbst sehr bedeutende Ausgaben nicht scheute, wenn es das Engagement der berühmtesten Tänzerinnen, wie z. B. von Marie Taglioni, von Fanny Elssler und deren kaum weniger ausgezeichneten Schwestern, oder die Aufführung solcher Prachtballette wie „Sylphide“, „Undine“, „Der Korсар“ und anderer galt.

Auch für das Personal des Ballets, namentlich aber für die schönere Hälfte desselben, interessirte er sich immer sehr lebhaft. Unter den Tänzerinnen bis hinab zu den

Choristinnen und Tanzeservanten an dem königlichen Theater waren nur sehr wenige, die er nicht persönlich gekannt hätte und von deren Lebensverhältnissen er nicht genau unterrichtet gewesen wäre. Häufig und gern war der König bei ihren Tanzübungen und Balletproben gegenwärtig. Er wünschte auch, daß die jungen Damen durch seine Anwesenheit nicht befangen werden, sondern sich, als wäre er nicht da, völlig frei und ungenirt benehmen möchten.

Sie durften sich bei diesen Gelegenheiten selbst allerhand kleine Freiheiten gegen den hohen Herrn erlauben, und dieser hatte seine Freude daran. So zum Beispiel machte es ihm stets ein besonderes Vergnügen, wenn er, zufällig eine Rose oder andere Blume in der Hand haltend, sich bei seinem Eintritte in den Übungsaal augenblicklich von einer ganzen Schaar jugendlicher Schönheiten umringt sah, welche alle mit dem Rufe: „Bitte, Majestät, mir die Rose!“ „Nein, Majestät, mir!“ „Bitte, Majestät, schenken Sie mir die Blume!“ die Hände nach ihm ausstreckten. Der König pflegte alsdann zu sagen, daß er die Blume, da doch nur Eine von ihnen sie erhalten könne, Derjenigen geben wolle, die am fleißigsten und aufmerksamsten gewesen sei. „Das bin ich gewesen, Majestät!“ „Ja!“ „Ja!“ „Ja!“ erscholl es alsdann von allen Seiten und alle Arme erhoben sich nach der von dem Könige in die Höhe gehaltenen Blume. In der Regel erlaubte sich die Eine oder Andere alsdann, dem Könige die Blume aus der Hand zu nehmen, sie zu küssen und an ihren Busen zu befestigen, ohne daß der hohe Herr sich im mindesten hierüber erzürnte. Es waren aber nicht immer gerade die fleißigsten und Aufmerksamsten, als vielmehr die Jüngsten, Schönsten und Anmuthigsten, welche der Majestät gegenüber den Muth und die Kraft zu so verwegenen Unternehmungen in sich fühlten.

Von intimeren Beziehungen des Königs zu den Schönen des Ballets war nicht die Rede. Das Verhältniß des hohen Herrn zu seinen anmuthigen Lieblingen war ein durchaus unschuldiges, fast väterliches, zu dessen eigenthümlicher Gestaltung seine Freude an weiblicher Schönheit und Liebendwürdigkeit, seine Herzensgüte und die innere Freundlichkeit seines Wesens in gleichem Maße beitrugen. Daher machte es ihm auch immer ein besonderes Vergnügen, wenn das Benehmen der jungen Damen gegen ihn statt scheuer Ehrfurcht vor der Majestät die wärmeren Gefühle der Liebe und Zuneigung für die Persönlichkeit eines älteren, wohlmeinenden, väterlichen Freundes zu erkennen gab.

In einem Punkte aber war der König, wie gern er sonst auch den Damen des Ballets verzieh und wie nachsichtig und geduldig er sich bei ihren kleinen Fehlern und Schwächen erwies, gegen sie von unerbittlicher Strenge. Er verlangte nämlich von ihnen einen durchaus anständigen und sittsamen Lebenswandel. Gewiß waren nicht alle Damen des Berliner Ballets zu jener Zeit Zuehnbildinnen, aber alle mußten dem Könige als solche erscheinen. Kamte die Eine oder Andere dem zärtlichen Drange ihres Herzens nicht widerstehen und beglückte sie einen Freund, so durfte es nicht zu Ohren des königlichen Herrn gelangen, noch weniger aber öffentliches Aergerniß verursachen. Der letztere Fall hatte jedesmal die augenblickliche Entfernung der Schuldigen von der königlichen Bühne, ohne Rücksichtnahme auf Schönheit und Talent, zur unvermeidlichen Folge.

Seit geraumer Zeit war keine Tänzerin in so auffallend bevorzugter Weise Liebling des Königs gewesen, wie Elise Wend. Ihre Schönheit und Liebendwürdigkeit, die anmuthige Bescheidenheit ihres Wesens, vor Allem aber die Zurückgezogenheit und strenge Sittsamkeit ihres Wandels hatten sie hierzu gemacht. Daß sie eine Berliner war, daß der König sie von dem Augenblicke an gekannt hatte, wo sie, noch ein halbes Kind, in die Ballettschule aufgenommen wurde, daß sie unter seinen Augen zu so seltener körperlicher und künstlerischer Entwicklung gediehen war und er die Schönheit und Anmuth, worin sie jetzt da stand, gewissermaßen als sein eigenes Werk ansehen konnte, verschaffte ihr die Gunst des hohen Herrn in noch größerem Maße.

An alle diese Verhältnisse mußte der Generalintendant denken, und sie machten sein Herz nicht wenig klopfen, als er, um der Majestät von der Entführung des Fräulein Wend Meldung zu machen, in einem der Salons des königlichen Palais auf die erbetene Audienz wartete. Seine Furcht, der König würde über die Neuigkeit, welche er demselben zu berichten hatte, sehr erzürnt werden, sollte sich wenige Augenblicke später, als er vorgelassen wurde, vollkommen bestätigen.

Der König hörte den umständlichen Vortrag des Generalintendanten an, ohne ihn mit einem einzigen Worte zu unterbrechen, schwieg noch einige Augenblicke und befahl alsdann dem Grafen, auf der Stelle den Namen der Wend aus der Liste der Mitglieder seines Theaters streichen und die Gage, welche sie etwa noch zu fordern haben möchte ihrer Mutter auszahlen zu lassen. Zugleich sollte ihre Entlassung aus seinem Dienste in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden. Dieser Befehl wurde von dem Könige mit demselben Ton der Stimme, in welchem er gewöhnlich sprach, und in aller Ruhe gegeben.

Die Ruhe des Königs aber war nur eine äußerliche. Denn als Herr von Redern mit Bezugnahme auf die schon angekündigte Vorstellung des Korсар um die Erlaubniß bat, die Frage äußern zu dürfen, ob es nicht viel leicht zweckmäßiger sein möchte, vorläufig keine äußersten Schritte gegen das Fräulein zu thun, sondern noch einige Tage zu warten, ob sie nicht freiwillig von ihrer Reize



Reisvogeljagd auf dem Mucumbala-See in Wirika. (S. 611.)



Das Opfer des Bettlers. Nach einem Gemälde von Eug. Buland. (S. 602.)

zurückkehren werde, zu der vielleicht die eine oder andere sie entschuldigende Veranlassung bestanden hätte, wurde ihm Schweigen auferlegt. In den kurzen und abgebrochenen Sätzen, in welchen der König zu sprechen pflegte, fuhr er den armen Generalintendanten mit folgenden Worten an: „Keine Entschuldigungen vorbringen; thun, was ich befehle! Schlechte und sittenlose Person, die Wend! Scheinheilig, falsch, undankbar. Von ihr nicht erwartet. Eine wie die Andere; taugen Alle nichts! Will nichts mehr von ihr hören; ihren Namen mir nicht wieder nennen. Wie mit dem Korjaren fertig werden, müssen selbst zusehen. Muß und soll gegeben werden. Eigene Schuld, wenn jetzt in Verlegenheit sitzen. Hätten besser aufpassen sollen. Wofür Theaterintendant? ...“

Aber war die schöne Elise wirklich nur eine Scheinheilige gewesen, war sie in der That sittenlos, falsch und undankbar, wofür der königliche Herr sie jetzt ausschalt? Sie war es nicht, wie sehr auch alle Welt sie nach dem unüberlegten, sie in so hohem Grade kompromittirenden Schritte, zu dem sie sich hatte verleiten lassen, dafür halten mußte. Selbst der strengste Sittenrichter, wäre ihm der ganze innere, pragmatische Zusammenhang dieser Entführungsgeschichte bekannt gewesen, hätte sich, wenn er zugleich gerecht wäre, nach objektiver Erwägung des Falles das Geständnis ablegen müssen, daß die schöne Unbesonnene wegen ihrer heimlichen Flucht aus Berlin sowohl Entschuldigung als Vergebung verdiene.

Elise Wend war nicht allein rein von Sitten, sondern auch von Gefinnung, und es hatten sich bei ihr noch niemals wärmere Gefühle für einen Mann geregt, als sie zuerst die Bekanntschaft von Baron Nolten machte. Gerade die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensstellung und der Umstand, daß ihr von allen Seiten so viele Huldigungen ihrer Schönheit, zärtliche Erklärungen und Bewerbungen um ihre Gunst zu Theil wurden, hatte ihr Herz vor allen tieferen Eindrücken bewahrt. Leidenschaftlicher ihrer Kunst ergeben und sich von Herzen über den Beifall und die Gunst erfreuend, welche ihr das Publikum in so reichem Maße schenkte, waren ihr die Männer immer sehr gleichgültig gewesen.

Es war auf dem ersten der diesjährigen Hoguet'schen Theaterbälle, als sich der Baron ihr vorstellen ließ und sie um einen Tanz bat. Die seltene, fast wunderbare Schönheit des jungen Mannes, sein leichter, vornehmer Anstand, seine distinguirte, aber formelle Höflichkeit gegen sie, sogar der Umstand, daß von ihm auch nicht mit einem Worte Erwähnung ihres Talentes oder ihrer äußeren Vorzüge geschah, mußten die schöne Tänzerin veranlassen, ihn mit den anderen jungen Männern ihrer Bekanntschaft zu vergleichen. Dieser Vergleich aber fiel sehr zu seinen Gunsten aus.

Auf den folgenden Theaterbällen sah sie ihn wieder. Seine Haltung gegen sie blieb aber auch bei näherer Bekanntmachung unverändert. Ohne das geringste Zeichen von Annäherung und zunehmender Vertraulichkeit seinerseits war er immer auf gleiche Weise ausgesucht, aber zurückhaltend höflich gegen sie. Niemals kam eine Schmeichelei und noch weniger ein Liebeswort über seine Lippen.

Gerade hiedurch aber geschah es, daß die schöne Elise sich mehr und mehr zu dem jungen Livländer hingezogen fühlte; daß sie, wenn sie allein war, häufig an ihn denken mußte; daß der Wunsch, er möge freundlicher und herzlicher gegen sie sein, nicht selten in ihr aufkam. Es entwickelte sich in ihrem jungen Herzen, ohne sie jedoch besonders zu beunruhigen, eine reine und unschuldige, fast schwesterliche Zuneigung zu dem Baron. Aber je tiefer dieses Gefühl sich bei ihr festsetzte, desto mehr hielt jungfräuliche Scham sie davon zurück, dasselbe durch Zeichen oder Worte zu verathen.

Aber sollte von dem Baron nicht instinktmäßig bemerkt worden sein, daß er der anmuthigen Tänzerin nicht mehr gleichgültig war? Es ist dieses wahrscheinlich. Wahrscheinlicher aber noch, ja gewiß ist, daß, wenn er wirklich die Ueberzeugung von den wärmeren Gefühlen der schönen Elise für ihn besaß, er sich wenig hierum bekümmerte. Für ihn hatte, ob Fräulein Wend ihm geneigt oder abgeneigt war, denselben äußerst geringen Werth. Erst später, an jenem Abende, als er sich mit seinen Freunden im Café Royal befand und deren Unterhaltung über die schöne Elise zuhörte, dachte er über alle Einzelheiten seines wiederholten Zusammentreffens mit der jungen Dame näher nach. Er erinnerte sich, wie es ihm erschienen habe, als läge jedesmal, wenn er sich ihr näherte, der Ausdruck eigenthümlicher freudiger Erregung auf ihrem schönen Angesicht. Auch hatte sie ihm, wenn er sich nicht täuschte, einmal beim Tanze leise und wie durchaus unbewußt die Hand gedrückt. Diese früher wenig beachteten Umstände gewannen jetzt für ihn eine besondere Wichtigkeit.

Baron Nolten fand die schöne Tänzerin liebenswürdig und anziehend. Er liebte sie aber nicht und sie erregte bei ihm nicht den Wunsch nach ihrem Besitze. Er war überhaupt kein Don Juan. Weibliche Reize zogen ihn nur gelegentlich und vorübergehend an. Selbst die Schönsten vermochten nicht, ihn längere Zeit zu fesseln. Sich der Gunst, welche die Frauen fast ohne Ausnahme ihm schenkten, sowie seiner Macht über sie schon längst bewußt, achtete er sie im Allgemeinen nur wenig, war auch trotz seiner Jugend bereits von ihnen blasirt. Nur selten und ausnahmsweise hielt er es der Mühe werth, nach einem entfernteren und höher gesteckten Kampfspreise zu ringen, derselbe mochte noch so köstlich und beneidenswert sein.

Der Baron war ein kalter, selbstsüchtiger, energischer, seine Pläne mit starrer Konsequenz verfolgender, nicht unbedeutender, aber wenig edler, von Eitelkeit und Ehrgeiz beherrschter Charakter. Hierzu kam, daß er wenig mittheilend war, überhaupt nicht viel sprach. Alle diese Eigenschaften führten ihn später, nachdem er sich höheren Zielen zugewandt hatte, in seinem nordischen Vaterlande zu einer sehr hohen und einflussreichen Stellung. Seine Eitelkeit wurde gereizt, als die Freunde in ihrer Lobeserhebung von Fräulein Wend auch des Umstandes gedachten, daß von den zahlreichen Verehrern und Anbetern dieser jungen Dame auch nicht ein einziger sich der Bevorzugung und Begünstigung durch sie rühmen könne. Der Gedanke, ob es sich für ihn nicht der Mühe verlohne, nicht bloß seinen Freunden, sondern auch ganz Berlin den Beweis zu liefern, daß die Sprödigkeit der liebenswürdigen Tänzerin ebenso leicht zu überwinden sei wie die jeder Andern, war bei ihm aufgetaucht, als Baron von Sonstki ihn mit einem leichten Anfluge von Hohn aufforderte, selbst den Versuch zu machen, ob er bei Fräulein Wend nicht vielleicht „der Rechte“ sei. Seine Eitelkeit litt nicht, daß er diese Aufforderung von sich wies. Auch bezweifelte er die Gewißheit seines endlichen Triumphes seinen Augenblick. Vielleicht ward allein diese, von Baron Sonstki zur bösen Stunde an ihn gerichtete Aufforderung die Veranlassung, daß sich bei dem jungen Livländer ein unedler, jedoch nur flüchtiger Gedanke zu dem festen und bestimmten Vornehmen einer ehelichen Handlung umgestaltete.

Noch in derselben Nacht, als von Nolten sich allein auf seinem Zimmer befand, entwarf er sich einen Angriffsplan. Es geschah mit sorgfältigster Erwägung sowohl aller sich ihm in den Weg stellenden Schwierigkeiten, als auch der Mittel, welche ihm zur Ueberwindung derselben dienen könnten. Schon am nächsten Morgen aber schritt er zu der methodischen Ausführung seines Planes. Zuerst trachtete er, Julie, das nicht mehr ganz junge, aber noch gut aussehende, sehr kluge und gewandte Kammermädchen des Fräuleins ganz für sich zu gewinnen. Durch beträchtliche Geschenke schon jetzt und die Aussicht auf noch größere brachte er sie über Erwartung schnell auf seine Seite.

Julie vermittelte nicht nur einen Briefwechsel, der sehr bald ein täglicher wurde, sondern auch häufige persönliche Zusammenkünfte des Barons mit ihrer jungen Herrin. Diese fanden sogar häufig in ihrer Wohnung statt, ohne daß weder die alte Frau Wend noch einer der übrigen Hausbewohner das Mindeste hiervon merkte. Der Umstand, daß Elises Mutter gerade während dieser Zeit an Rheumatismus litt und länger als zwei Wochen das Bett hüten mußte, begünstigte diese häufigen Zusammenkünfte. Wie viele Bedenken die schöne Elise hiegegen anfangs auch erheben mochte, Julie verstand alle hinwegzuräumen. Auch die Zuneigung, welche Elise schon auf den Hoguet'schen Bällen zu dem Baron gefaßt hatte, redete ihm jetzt bei ihr das Wort. Uebrigens war jedesmal, wenn der Baron sich Abends bei der schönen Tänzerin im Zimmer befand, das Kammermädchen gegenwärtig. Die bereits bei dem Fräulein für von Nolten bestehenden wärmeren Gefühle verschafften seinen zärtlichen Worten und Liebesbetheuerungen einen baldigen Zugang zu ihrem jungen und unschuldigen Herzen. Als sie ihn näher kennen lernte, verwandelte sich diese Zuneigung sehr bald in die innigste und vertrauensvollste Liebe. Eben weil sie ihn so ganz und so aufrichtig liebte, glaubte sie auch allen seinen Schwüren und Versicherungen. Für die Möglichkeit des Gedankens, daß er es nicht treu und aufrichtig mit ihr meinen könne, war in ihrem Herzen kein Raum. Gerade ihr fester, allen Zweifel ausschließender Glaube an die Wahrheit eines jeden Wortes, das ihr Geliebter ihr zuflüsterte, sprach für die Reinheit und Unschuld ihres Herzens.

Dieser feste Glaube aber machte es erklärlich und entschuldigend zugleich, daß Fräulein Wend, wiewohl mit schwerem Herzen, dem Geliebten ein williges Ohr schenkte, als dieser ihr seine Hand anbot und sie zu überreden suchte, zum Zwecke ihrer Trauung mit ihm nach Dresden zu reisen.

Jede andere, mehr erfahrene und schon tiefer in die Geheimnisse der Liebe eingeweihte junge Dame, zumal wenn sie den Theaterkreisen angehört und sich schon jetzt in einer Auszeichnung und reichliches Einkommen gewährenden Lebensstellung, ähnlich der von Fräulein Wend, befanden hätte, würde wahrscheinlich, wäre sie an Stelle der Letzteren gewesen, als Baron Nolten ihr den Eheantrag machte und sie ersuchte, Berlin mit ihm zu verlassen, diesen Antrag, wie verführerisch er sein mochte, in reiflichere Ueberlegung genommen haben. Jedenfalls aber würde sie sich, bevor sie das Gewisse für das Ungewisse aufgegeben hätte, sich zuverlässigere Garantien ausbedungen haben, als bloße Liebeschwüre unter vier Augen.

Diese berechnende und vorsichtige Schöne hätte ohne Zweifel verständlich gehandelt und die Welt müßte sie ihrer praktischen Klugheit wegen loben.

Unverständiger handelte unwidersprechlich die liebenswürdige Elise, als sie von dem Balle im Opernhause mit dem Baron entfloß, und ihre glückliche äußere Lage, die Aussicht in eine noch glänzendere und reichere Zukunft, die ihr liebgewordene Kunst mit ihren Triumpfen durch dieselbe, die allgemeine Gewogenheit einer großen Stadt, die Gunst des Königs, sowie zahllose Freunde und Verehrer ohne zu zaudern hinter sich ließ, bloß weil sie den Baron grenzenlos liebte und in gleichem Maße an ihn glaubte und vertrauen in ihn stellte. Die Welt in ihrer allein äußerlichen Beurtheilung müßte sie verdammen, ungeachtet doch gerade

die Unüberlegtheit ihres Handelns, eben weil nur die aufopferndste und uneigennützigste Liebe, und nichts als diese, sie hiezu verleitet hatte, ihr die begründetsten Ansprüche auf Vergebung verlieh.

4.

Etwa vierzehn Tage mochten seit jenem Balle im Berliner Opernhause verstrichen sein; die Entführung von Fräulein Wend war schon längst kein Stadtgespräch mehr und der Strom neuerer Begebenheiten darüber hingerauscht, als sich vor dem Palais von König Friedrich Wilhelm III., unweit des oberen Einganges in die Linden und der Hauptwache gegenüber, welches gegenwärtig nach gänzlichem innerem und äußerem Umbau von dem Kronprinzen des deutschen Reiches bewohnt wird, ein sonderbarer Vorfall zutrug, wie er an diesem Orte wohl nur äußerst selten stattfinden mochte.

Es war Nachmittags gegen drei Uhr, als eine Droschke unweit des Palais still hielt. Eine Dame sprang heraus und eilte schnell den Perron hinauf zu dem Haupteingange der königlichen Wohnung. Der Schleier verhüllte sie nicht dicht genug, um zu verbergen, daß sie jung und schön war, aber bleich, verweint und sowohl körperlich ermattet als geistig erregt aussah. Ihre Kleidung aus schwarzer Seide war von elegantester Einfachheit, der Mantel jedoch, sowie der schwarze Sammethut schienen auf einer Seite eingebrückt zu sein, woraus man zu dem Schluß hätte kommen können, die Dame käme von einer Reise und hätte in ihrem gegenwärtigen Anzuge längere Zeit in der Ecke eines Wagens zugebracht.

Vergebens machten die beiden auf dem Perron sich befindenden Schildwachen des Garde-Mancenregiments sie mit leiser Stimme darauf aufmerksam, daß der Eintritt in das Palais nicht erlaubt sei und sie sich hinwegbegeben müßte. Die Dame ließ sich hiedurch nicht abweisen, sondern blieb vor der Thür stehen und suchte sich Eingang zu verschaffen. Der Eingang ward von innen geöffnet und zwei Diener in einfacher Livrée, deren einer der Portier war, traten ihr entgegen. Auf ihre Frage, wen sie zu sprechen wünsche, antwortete die Dame: „Den König,“ und trachtete, sich durch die Thür einzudrängen. Man verhinderte sie hieran, ihr bemerkend, wie absolut unmöglich es wäre, die Majestät jetzt zu sprechen; dieselbe würde sie unter keiner Bedingung vorlassen; sie müßte sich deshalb auf der Stelle entfernen und dürfe in keinem Falle hier noch länger verweilen. Nicht im mindesten auf diese Worte achtend, bat und flehte sie mit immer stärker sich erhebender Stimme, daß man sie einlassen möge. Sie müßte den König gerade jetzt sprechen, es wäre nothwendig, der König werde sie empfangen, wenn man sie bloß anmelden wolle, er wäre viel zu gütig, um sie abzuweisen; sie ginge nicht fort, bis der König sie gesprochen habe. Hierbei nannte sie ihren Namen.

Die Szene an der Thür des Palais wurde immer lebhafter und die Verlegenheit der königlichen Diener größer. Was sollten sie mit der Dame anfangen, die sich nicht durch Worte wolle abweisen lassen? Gewalt durften sie nicht anwenden, da der König seinen sämmtlichen Hausbedienten die größte Höflichkeit gegen Jedermann zur strengsten Pflicht gemacht hatte. Der Umstand, daß Fräulein Wend ihren Namen genannt hatte, machte die Verlegenheit noch größer. Von den Vorübergehenden auf der Straße blieben auch schon mehrere stehen, um zu beobachten, was sich auf dem Perron des königlichen Palais zutrage. Die vergessliche Bemühung ihrer Genossen, die Dame von der halbgeöffneten Thür fern zu halten, lockte aber noch verschiedene andere Personen von der königlichen Haushaltung herbei. Unter diesen war auch der zweite Kammerdiener des Königs, Grüneberg, ein schon bejahrter, freundlich und gutmüthig aussehender Mann mit völlig ergrautem Haupte, der seit vielen Jahren bei seinem königlichen Herrn besonders wohl gelitten war.

Die Züge desselben verfinsterten sich aber, als er die Dame erkannte. Er trat auf sie zu und sagte zu ihr mit etwas ängstlicher Stimme:

„Um's Himmels willen, Fräulein Wend, was wollen Sie hier? Wie können Sie hieherkommen? In Ihrem eigenen Interesse muß ich Sie bitten, sich so schnell wie möglich von hier fort zu bemühen! Seine Majestät sind sehr erregt gegen Sie; wie konnten Sie, liebes Fräulein, auch so unüberlegt handeln? Wie ist es nur möglich gewesen!“

„Bester Herr Grüneberg,“ erwiderte das Fräulein dem ihr sehr wohl bekannten Kammerdiener, „um Gottes willen, lassen Sie mich ein und melden Sie mich dem Könige, ich bitte, ich flehe, ich beschwöre Sie darum. Der König ist so gut; er wird mich gewiß anhören, wenn er weiß, daß ich hier bin. Ich bin nicht so schuldig, als er glaubt, es kommt bloß darauf an, daß er mich anhört. Haben Sie doch Mitleid mit mir!“

Der gutmüthige Herr Grüneberg fühlte wirklich Mitleid mit Fräulein Elise und würde es wahrscheinlich gewagt haben, seinem ihm wohlgenigten Gebieter die Bitte von Fräulein Wend vorzutragen, wie außergewöhnlich und im Streit mit der hergebrachten Etikette im königlichen Palais dieß auch gewesen wäre, wenn nur die geringste Aussicht auf Erfolg bestanden hätte. Er wußte, wie sehr der König sich über das heimliche Verschwinden der Tänzerin geärgert hatte und wie aufgebracht er noch immer gegen sie war. Außerdem hatte sich der König den ganzen Tag in schlechter Laune befunden. Unter diesen Umständen aber

war die Bitte der Tänzerin dem Könige vorzutragen ein Wagniß, zu welchem er weder den Muth noch die Kraft in sich fühlte.

Der Kammerdiener theilte Fräulein Wend in freundlicher und wohlmeinender Weise mit, wie durchaus unmöglich es sei, ihr in diesem Augenblick eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen. Er suchte sie zugleich zu beruhigen, sprach ihr Muth ein, da Alles sich noch günstig für sie gestalten könne, und gelobte ihr fest, bei erster sich dazu eignender Gelegenheit mit dem Könige zu ihren Gunsten zu reden. Jetzt aber müsse sie sich nach ihrer Wohnung begeben und ruhig abwarten, was die Zukunft ihr bringe. Er hoffe und sei überzeugt davon, es werde nur Gutes sein.

Fräulein Wend aber ließ sich nicht auf diese Weise beruhigen, wiewohl sie begriff, daß sie zu einer Audienz bei dem Könige nicht gelangen werde und auch vor der Thür des Palais nicht länger verweilen dürfe. Ihre Gemüthsauflregung aber war während ihres Gesprächs mit Herrn Grüneberg noch gestiegen. Ohne recht zu wissen, was sie that, kehrte sie den königlichen Bedienten den Rücken zu und eilte ohne Abschied und Gruß mit dem lauten Ausrufe: „Wenn Keiner mir helfen will, so helfe mir Gott!“ den Pforten hinunter.

Sie hatte die Straße kaum erreicht, als sie Schritte hinter sich hörte und ein ihr nacheilender königlicher Diener ihr den allerhöchsten Befehl überbrachte, nach dem Palais zurückzukehren, Seine Majestät verlange sie zu sprechen.

(Schluß folgt.)

König Karl I. von Rumänien und seine Gemahlin Elisabeth.

(Portrait S. 608.)

Im Anschluß an unser Bild im vorigen Hefte, das unsere Leser die Krönungsfeierlichkeiten in Bukarest schauen ließ, wollen wir heute auch die Porträts des neuen Königspaares vorführen. König Karl I. von Rumänien ist am 20. April 1839 geboren, er steht daher im zweiundvierzigsten Lebensjahre und ist von erstem, nachdenklichem Wesen. Im April 1866 wurde Fürst Karl von Hohenzollern zum Regenten von Rumänien erwählt. 1877–78 betheiligte er sich mit seinen Truppen an dem russisch-türkischen Feldzuge und zeigte sich als tapferer Führer. Ausdauer, Muth und Treue, Gewissenhaftigkeit und Milde zeichnen den Fürsten aus, dem jetzt die Krone der Donauländer zu Theil geworden. Die Königin Elisabeth, geboren am 29. Dezember 1843 zu Neuwied, ist ihrem Gemahl stets eine liebevolle Gattin gewesen, das Muster einer Hausfrau und Herrscherin im Lande, daneben auch eine Künstlerin, welche phantasievolle Skizzen und stimmungsvolle Gedichte geschaffen. 1869 heirathete sie, eine Prinzessin von Neuwied, den Fürsten Karl und folgte ihm nach Rumänien.

Das einzige Kind, welches dieser Ehe entsproß, ein Mädchen, wurde kaum drei Jahre alt.

Vielleicht interessiert es unsere Leser, zu erfahren, wie die Königin an ihrem Krönungstage ausgesehen. Sie trug ein weißes Atlaskleid, das mit Perlen gekleidet war — es reichte in einem Medicistragen bis hoch in den Nacken hinauf, — von den Schultern floß ein weißer, innen purpurfarbener Mantel, mit Zobelpelz ausgefächelt. Ueber die rechte Schulter fiel das breite rothe Band des Insignienordens herab, und kaum bemerkbar ist auf der linken die kleine Medaille für literarische Verdienste. Die Königin Elisabeth ist groß und schlank, von sinnigem, gefühlvollem Wesen und eine romantische, anziehende Erscheinung.

Bilder aus dem Leben in China.

(Bilder S. 606.)

Das chinesische Volksleben ist so reich an Typen, daß es dem Maler und Forscher fremder Sitten und Erscheinungen schier unerschöpflich erscheint. Selt findet man noch etwas Interessantes und Originelles. Wir wollen unseren Lesern jetzt wieder einmal eine hübsche Sammlung solcher chinesischen Gestalten vorstellen. Bei der Kinderwelt fallen uns die absonderlichen Spiele auf. Wir geben hier ein merkwürdiges: An einer Peltische befestigten haben eine nachgemachte Libelle (Seejungfer) und fangen hiermit an fliehenden Gewässern lebende dieser Art, die sie in papierernen Käfigen dann gefangen halten. Ein anderes Bild löst uns eine Gesellschaft chinesischer reicher Kaufherren beim Damendrett, das in China leidenschaftlich gespielt wird, schauen. Wunderbar sind auch die konfessionierten chinesischen Bettler, diese tragen eine Art Uniform und auf der Brust eine Tafel mit der obrigkeitlichen Erlaubniß zum Betteln. Der herumziehende Kesselschmied befreit auch Schirme aus, er führt einen Blasbalg mit Herd umher und setzt sich an schmalen Durchgängen hin, wo er, die lange Pfeife rauchend, auf Kunden wartet. Der Schulmeister ist in China eine wichtige Persönlichkeit, wie überhaupt der ganze Lehrer- und Gelehrtenstand in der Schätzung des Volkes hoch steht. Die große Messingbrille und der kurze, dicke Bambusstab sind seine ihm eigenthümlichen Kennzeichen und seine Hauptwerkzeuge der Erklärung der moralischen Sprüche des Confucius. Unser großes Bild führt uns in ein Theehaus, wo Soldaten, die auf dem Marsche sind, sich erfrischen. Da gibt es in dem wunderlichen Lokal seltsame und absonderliche Dinge zu schauen — die Aufwärter wandern mit den Theeschalen umher, Wasserverkäufer, Lederbissenhändler stellen sich ein, Gaukler führen groteske Tänze auf, und in dem Getriebe, beleuchtet von dem Schimmer der Mondnacht und dem Scheine hunder Papierlaternen, schlürfen die Soldaten ihren Thee und schmauchen sie ihre langen Pfeifen mit parfümirtem Tabak. Ein Bild des Soldatenlebens, das uns so seltsam wunderbar und märchenartig anmutet wie das gesammte chinesische Leben.

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von

Max von Weichenthurn.

(Fortsetzung.)

„Gehst Du heute zu Frau von Davenport, Emma?“ fragte Karl von Gascogne am folgenden Morgen seine Frau. „Wird die Fahrt Dich auch gewiß nicht zu sehr anstrengen? Es ist bitter kalt, Liebchen!“

„Ich werde mich gut einhüllen; mit welchem Zuge kehrt Du zurück, Karl?“

„Am fünf Uhr, rechtzeitig zum Diner; Heinrich speist bei uns!“ entgegnete Karl, sich vom Frühstück erhebend; er sollte mit Baron Chaplin nach der benachbarten Stadt fahren in Geschäften und harrte nur auf den Freund, um sich zur Abfahrt zu rüsten.

„Du wirst Dich nicht langweilen, Frauchen, wie? Weißt Du hast Du nicht Adrienne zu Dir gebeten?“

„O — ich fühle mich nicht einsam; da kommt Baron Heinrich!“

Der Wagen des Freiherrn hielt vor dem Portal und dieser selbst trat wenige Minuten später in das Gemach.

Karl eilte, sich zur Abfahrt zu rüsten, und kaum war die Thüre hinter ihm ins Schloß gefallen, als Emma mit ernster Miene die Hand auf Chaplin's Arm legte.

„Ich möchte, daß Sie mir ein Versprechen geben!“ sprach sie leise.

„Mit Vergnügen, wenn ich es kann; was wünschen Sie von mir? Sind Sie in Sorge?“

„In schwerer Sorge! Wenige Tage — und Sie werden Alles wissen; sind Sie dann versucht, mich zu tadeln, so verwandeln Sie diesen Tadel in Mitleid — weiß der Himmel, daß ich desselben bedarf!“

„Frau von Gascogne —“

„Sie glauben mir, daß ich Karl liebe — nicht wahr?“

„Ja!“

„Ich liebe ihn von ganzem Herzen, mit aller Kraft meiner Seele, und in der Sorge, welche über uns hereinbricht, ist mir der Gedanke am bittersten, wie sehr er leiden wird!“

„Aber Karl hat mir kein Wort —“

„Er weiß nichts,“ unterbrach sie ihn rasch, „es wird über ihn kommen wie ein Blitz aus heiterem Himmel — und weil noch ein schwacher Hoffnungsstrahl besteht, daß das Ganze ihm erspart bleiben könne, deshalb habe ich nicht gesprochen! Sie werden ihm nichts sagen, Sie werden warten, nicht wahr?“ flehte sie.

„Ja — und worin besteht die Bitte, welche Sie an mich richten wollten?“ forschte er ernst.

„Ich brauche Sie kaum zu stellen! Bleiben Sie ihm stets ein treuer Freund! Stützen Sie ihn, stehen Sie ihm zur Seite in dem herben Leid, welches ihn treffen wird.“

„Ich gebe Ihnen das Versprechen gerne,“ erwiderte er, ihre siebergelbende Hand erfassend, „ich werde es getreulich halten, mein Kind; was immer kommen möge im Leben, — ich bleibe stets sein Freund und der Ihre!“

„Ich vertraue Ihnen — und nun noch eine Bitte! Wenn die Versuchung, Böses von mir zu denken, noch so groß werden wird — widerstehen Sie derselben! Sprechen Sie für mich — bei ihm! Trachten Sie zu glauben und auch ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß — was immer ich auch im Leben geihan haben möge — es stets sein Glück, seine Zufriedenheit gewesen, die ich im Auge behielt! Habe ich gefehlt, so geschah es aus Schwäche!“

Baron Chaplin sah sie überrascht an; aus ihren schönen großen Augen sprach namenlose Trauer; man vernahm Karl's Stimme im Verzimmer, und den Finger an die Lippen legend, — zum Zeichen, daß er schweigen möge, trat sie wieder an den Frühstückstisch.

„Komm, Heinrich, wir haben keinen Augenblick zu verlieren — leb' wohl, mein Lieblich, gib Acht auf Dich!“

Karl Gascogne küßte sein junges Weib zärtlich, er gewahrte nicht den langen, schmerzlichen Blick ihrer Augen; langsam entwand sie sich seinen Armen, ohne ein Wort zu sprechen zog sie sein Haupt zu sich herab, hauchte einen Kuß auf seine Stirne, reichte dann Heinrich Chaplin die Hand, flüsterte ihm leise zu: „Nicht vergessen!“ und war aus dem Gemache verschwunden, ehe die beiden Männer wußten, wie ihnen geschah.

„Ist Frau von Davenport zu Hause?“ fragte am selben Nachmittag ein Bedienter in der Gascogne'schen Livree, als auf sein energisches Anklängen die Hausthüre in Meltonhall sich langsam öffnete. Die Antwort lautete bejahend. Emma stieg aus und wurde in den elegant ausgestatteten Empfangssaal geleitet, während man der Dame des Hauses ihren Besuch anmeldete.

Nach wenigen Minuten ging die Thüre auf und eine zarte, sympathische Frauengestalt kam mit ausgestreckten Händen auf Emma zugeeilt.

„Ich freue mich sehr,“ hub sie an — doch die Worte erstarben auf ihren Lippen; die lebhafteste Ueberraschung malte sich in den Zügen der Dame, sich aber sofort sammelnd, ergriff sie Emma's beide Hände und rief voll Herzlichkeit: „Das ist eine angenehme Ueberraschung, meine

liebe Emma, aber hier muß irgend ein Irrthum obwalten, denn Johann brachte mir Frau von Gascogne's Karte!“

„Es ist kein Irrthum; ich bin Frau von Gascogne!“

Schweigend starrte die Generalin Emma an, dann wiederholte sie langsam:

„Frau von Gascogne —? Ich verstehe nicht; weshalb nennen Sie sich Frau von Gascogne? Doktor West, der mich gestern besuchte, sagte mir, ich würde seine Frau bald sehen, und nun geben Sie sich einen andern Namen! Weshalb?“

„Weil ich vor vier Jahren Karl Gascogne geheirathet habe!“ entgegnete Emma leise.

„Aber — aber — Ihr Mann — Doktor West lebt, haben Sie denn eine Scheidung von ihm erzielt?“

„Nein!“

„Dann klären Sie mir das Räthsel auf, Emma; ich fasse es nicht!“

„Es ist kein Räthsel! Als Sie zu Ihrem Gatten nach Indien reisten, dachten Sie gleich mir, daß der Mann, welcher mich geheirathet hatte, lebt — und ich Wittwe sei. Wir hatten seinen Namen zwei Jahre früher in der Liste jener Passagiere gelesen, welche mit dem Dampfer „Stabi Paris“ verunglückt waren. Ich hatte nichts von ihm vernommen, hörte auch die zwei späteren Jahre lang, welche ich in Schottland zubrachte, nichts von ihm. Dann kam ich hierher, Karl Gascogne lernte mich kennen und hielt um mich an!“

„Sagten Sie ihm, daß Sie schon vorher vermählt gewesen seien?“

„Nein!“ entgegnete Emma zögernd.

„Das war unrecht!“

„Wenn ich gefehlt, so habe ich es herb gebüßt; zu Beginn dieses Jahres ist unser alter Arzt von hier fortgezogen und Roland West war sein Nachfolger! Können Sie sich denken, was ich litt bei dieser Entdeckung? Durch drei Jahre hatte ich so glücklich mit Karl Gascogne gelebt. Wir haben ein Kind, einen Knaben; wir haben keinen einzigen trüben Augenblick gekannt und jetzt mit einem Male bricht das Unglück über uns herein. — Ohne vorhergegangene Scheidung hat meine Ehe mit Karl keine Gültigkeit — und vermöchte ich selbst jetzt noch eine Scheidung zu erreichen, so würde Karl mir doch niemals verzeihen, daß ich ihn so sehr getäuscht habe. Ich liebe Karl — ich vermöchte es nicht, seine Liebe auf's Spiel zu setzen, indem ich jetzt, zu spät, die Wahrheit bekannnte; ich ging zu Doktor West — ich erkaufte sein Schweigen —“

„Emma!“

„Sie mögen sich immerhin von mir wenden; haben Sie gelitten, was ich gelitten? Sind Sie versucht worden gleich mir? Ich glaube, wenn mein Gatte mich weniger geliebt hätte, ich würde den Muth besessen haben, die Wahrheit zu bekennen — aber er liebt mich mehr denn sein Leben und wenn er die Täuschung erfährt — es wird ihn tödten! O, bedenken Sie, in welcher entsetzlichen Lage ich mich befand; auf der einen Seite Liebe, Achtung, Vertrauen — auf der andern nichts als Abscheu und Verachtung und Roland West —“

„Ich wundere mich nicht, daß Sie schwankten, Emma, aber der einzig richtige Weg wäre rückhaltlose Offenheit gewesen; früher oder später mußten Sie ja doch erkannt werden; das Hauptunrecht, welches Sie begangen haben, bestand darin, Herrn von Gascogne zu täuschen.“

„Wollen Sie mein Geheimniß nicht bewahren, wollen Sie mich verrathen?“

„Verrathen — Kind, Sie können doch nicht im Ernste daran denken, die Täuschung länger aufrecht zu halten?“

„Ich — ich weiß nicht, ich hoffte — ich hoffte, Sie würden Mitleid empfinden!“ schluchzte Emma, auf das Sopha niedersinkend.

„Selbst wenn ich schweigen wollte, Kind, würde Ihnen das von Nutzen sein? Die Mädchen müssen Sie wiedererkennen — und der peinlichen Momente wäre kein Ende!“

Eine lange Pause entstand, nur unterbrochen durch Emma's lautes Schluchzen.

„Kind — ich beklage Sie von ganzem Herzen,“ sprach endlich Frau von Davenport, „aber ein offenes Bekenntniß bleibt doch der einzige Ausweg!“

„O Karl — Karl — mein Geliebter, wie wird er es tragen!“ stöhnte Emma.

„Er wird es können, weil er es muß!“ entgegnete die Generalin ernst.

Emma erhob sich — doch die Aufregung war zu heftig gewesen, kraftlos sank sie auf ihren Ruheplatz zurück.

Endlich, — als die Uhr die fünfte Stunde verkündete, erhob sich Emma.

„Ich muß gehen, — ich muß nach Hause!“ sprach sie tonlos.

„Wollen Sie Karl Alles mittheilen, Frau von Davenport, Sie wenigstens werden es schonend thun!“

„Ja — ich will ihm auch sagen, wie sehr Sie gelitten, armes Kind, vielleicht wird noch Alles gut!“

Sie küßte die junge Frau voll Herzlichkeit und diese, die rothgeweinten Augen mit dem Schleier verhüllend, eilte zu dem Wagen hinab, während die Generalin, mit Thränen in den Augen, die traurige Geschichte ihrem Gatten erzählte.

Als der Wagen in Meltonhall hielt, führte ein Groom Doktor West's Reitpferd vor dem Schlosse auf und nieder. Es war fast Nacht geworden, doch ein sternenheller, schöner, kalter Abend. Fröstelnd schritt Emma langsam die breite

Treppe empor und blieb in der Vorhalle stehen, als wisse sie nicht, wohin sich wenden.

„Der Herr ist in der Bibliothek, gnädige Frau,“ meldete ein Diener, ihr Zögern bemerkend; „Baron Chaplin und Doktor West sind bei ihm!“

Sie neigte dankend das Haupt und schritt langsam gegen die Bibliothek, unschlüssig hielt sie einen Moment die Thürklinke in der Hand, dann — ein rascher Druck, die Thür flog auf und lichtumflossen stand sie auf der Schwelle.

Die Bibliothek war ein hohes, mit dunklem Holze getäfeltes Gemach; im gegenwärtigen Moment war sie von zwei Wachskerzen nur spärlich beleuchtet; im offenen Kamin aber prasselten gemächlich lichterleue Klammen. Im ersten Augenblick vermochte Emma gar nichts zu unterscheiden, als ihr Auge sich aber nach und nach an das Halbdunkel des Gemaches gewöhnte, unterschied sie die drei Männergestalten am Kamin, wußte sie sofort, daß bereits Alles gesagt sei, daß der Schmerz, welchen Karl empfinden mußte, verdoppelt sei.

Doktor West stand dem Tisch am nächsten, sein Antlitz war am hellsten beleuchtet, hämisch funkelten seine Augen; mit bleichem Antlitz lehnte Karl am Kamin, den rechten

Arm auf dasselbe stützend, während Heinrich Chaplin ernst an seiner Seite stand.

Bei dem Geräusch der sich öffnenden Thüre wandten sich sowohl Karl als Chaplin gegen dieselbe, nur Doktor West blieb regungslos stehen, ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er sah, wie Karl Emma entgegen eilte.

„Emma,“ sprach er leise und doch den beiden Anderen

empor, und ihre Hand fest in der seinen haltend, trat er mit ihr an den Tisch.

„Die Behauptung ist diese, Frauen,“ sprach er ruhig, den Doktor kalt und ruhig mit den Augen messend, „Doktor West behauptet, daß Du vor acht Jahren ihn geheirathet habest, er sagt aus, die Trauung habe in Freemantle bei Southampton stattgefunden — und weist als Beglaubigung seiner Behauptung einen Trauschein vor;

deutlich vernehmbar, „ich bin froh, daß Du zurückgekehrt; ich sehnte mich nach Dir, Liebste; dieser Herr, Doktor West, ist heute mit einer Behauptung zu mir gekommen, die an sich so blöds ist, daß ich mich kaum herabwürdigenden möchte, dieselbe zu wiederholen, wenn es nicht eben dringend nothwendig wäre.“ Ihre beiden Hände erfassend, fuhr er nach einer Pause fort: „Mein theures Weib, Du wirst mir nicht grollen, nicht wahr? Du bist überzeugt, daß ich seinen Worten keinen Augenblick Glauben schenkte, daß ich seine Anschuldigung mit jener Verachtung behandle, welche sie verdient!“

Doktor West lachte; es war ein leises, höhnisches Lachen, das in dem hohen, gewölbten Raume wiederhallte. Karl, der sich zu seiner Frau niederbeugt hatte, richtete sich



König Karl I. und Königin Elisabeth von Rumänien. (S. 607.)



Das Weichwurmbrennen an den Ufern der Elbe. Originalzeichnung von W. Grögl. (S. 611.)



Kinderpiel.



Eine Schachpartie.



Ein konfessionierter Bettler.



Ein herumziehender Refelshmid.



Schulmeister.



Soldaten in einem Theehaus.

Bilder aus dem Leben der Chinesen. (S. 607.)

wo ist er, Heinrich?" Der Freund reichte ihm das Papier; es war ein Trauschein, welcher die kirchliche Vermählung von Roland West und Emma Brandon dokumentierte.

Emma nahm das Blatt Papier, doch es hätte ebenso gut ein leerer Bogen sein können; sie sah und hörte nichts.

"Verzeih' mir, Emma," fuhr Karl mit sanfter Stimme fort, "verzeih' mir, daß ich Dich solcher Qual aussetze; sobald Du diese verrückte Anschuldigung widerlegt hast, führe ich Dich in Dein Zimmer!"

"Sie vermag es nicht," warf Doktor West kalt ein, "sehen Sie dieses Antlitz; es bedarf wohl kaum weiterer Beweise!"

"Geliebte! Sprich nur ein Wort; ich weiß, wie qualvoll Dir eine solche Szene sein muß, aber ein einziges Wort endet Alles!"

"Sie sind eigensinnig, Herr von Gascoigne," warf abermals der Arzt ein, "sie kann nicht leugnen! Nun, Emma, sprich, das Spiel ist ausgespielt; sind meine Aussagen wahr oder nicht?"

Emma blickte empor.

"Sie sind wahr!" hauchte sie leise.

"Großer Gott!"

Karl war es, der diesen Ruf ausstieß; zurücktaumelnd sank er in Heinrich Chaplin's Arme.

Eine minutenlange tödliche Stille entstand, dann sprach endlich Karl, seine Stimme klang leise, gebrochen.

"Emma," fluchte er, "Du kannst mich nicht richtig verstanden haben! Bedenke, was Du sprichst, bedenke die Tragweite Deiner Worte. Du kannst nicht meinen, was Du gesagt, es ist nicht wahr — sage, daß er gelogen!"

"Es ist wahr," wiederholte sie tonlos.

"Wahr — großer Gott, wahr, Emma!"

Abermals entstand eine lange Pause, nur unterbrochen durch Karl's unregelmäßige Athemzüge.

Emma regte sich nicht; alles Leben schien aus ihr gewichen, ihr Antlitz war farblos, wie aus Stein gehauen, es war tief auf die Brust herabgesunken, die Arme hingen schlaff zur Seite.

Als Karl in herzerweichendem Tone ihren Namen nannte, durchbebt ein konvulsives Zucken ihren ganzen Körper; langsam hob sie das bleiche Antlitz empor und wandte sich an Doktor West.

"Sie hätten ihn schonen können," sprach sie vorwurfsvoll, "Sie haben es mir versprochen; litt ich denn nicht schon genug?"

"Sie hätten ihn selbst schonen sollen," entgegnete der Arzt mitteillos. — Mit einer verzweifelnden Geberde wandte sich Emma an Karl.

"Verzeih' mir," sprach sie, doch in den einfachen Worten lag ein undefinirbares Etwas, das selbst zu Heinrich Chaplin's Herzen sprach, um wie viel tiefer mußte es den Mann erschüttern, welcher sie mit aller Macht der Seele liebte.

Sich auf den Freund stützend, sprach er leise:

"Führe sie fort, Heinrich, ich will diesen Menschen allein sprechen!"

"Ich gehe — bleiben Sie bei ihm!" bat die junge Frau.

Langsam ging sie der Thüre zu, doch sie schwankte unsicher hin und her.

"Helfen Sie mir, ich sehe nicht!" bat sie.

Karl wandte sich ihr hastig zu, blieb aber dann stehen und Chaplin war es, welcher die junge Frau aus dem Zimmer in eines der Nebengemächer leitete.

"Gehen Sie zurück, er bedarf Ihrer," bat sie matt.

Sie wandte sich ab und sank, das Antlitz mit den Händen bedeckend, in einen Hauteuil, sie war sich unklar bewußt, daß Baron Chaplin sich mitteillos zu ihr niederbeugte, dann aber umfing sie eine tiefe Ohnmacht und entrückte sie wenigstens für den Augenblick allem Leid.

Als Emma endlich wieder zu sich kam, war sie noch immer allein; sich langsam emporrichtend, hörte sie, wie das Hausgeräusch hinter Doktor West in's Schloß fiel, vernahm sie den Hufschlag seines sich entfernenden Pferdes. Dann kehrte Baron Heinrich Chaplin in die Bibliothek zurück und schloß die Thüre hinter sich; tiefe Stille herrschte.

Es war spät geworden, Emma sah auf die Uhr, zehn Uhr. Seit drei Stunden also wußte Karl Alles und erst jetzt verließ Doktor West das Haus; was mußte nicht Alles besprochen worden sein während dieser langen, langen Zeit!

Sie griff mit beiden Händen nach dem Kopf, sie fühlte das heftige Pochen ihrer Schläfe und mühte sich, sich zu entsinnen, was vorgefallen sei; sie wußte nur das Eine, daß Karl nun nichts mehr verborgen sei. Was sollte sie thun? Würde es ihr gelingen, seine Verzeihung zu erlangen? Sie wollte zu ihm gehen, jetzt gleich, und ihn ansehen, ihr zu vergeben. Mit äußerster Kraftanstrengung schwankte sie bis zur Thüre; als sie eben die Hand auf den Drücker legen wollte, hörte sie Heinrich Chaplin's Stimme:

"Es ist ein harter Schlag," sprach er, "Du mußt ihn aber als Mann zu tragen wissen!"

"Wie vermag ich das? Die Täuschung werde ich niemals vergessen; vor ihm habe ich mich doch wahrlich beherrscht, aber jetzt, Heinrich — jetzt! Es bricht mir das Herz!"

Stütze suchend lehnte sich Emma an den Thürpfosten, als sie sein konvulsives Schluchzen vernahm; wo sollte sie den Muth hernehmen, Karl's Schmerz mit anzusehen?

"Ich liebe sie," fuhr er in leidenschaftlicher Erregung fort, "ich liebe sie mehr denn mein Leben; ich hätte niemals an ihre Falschheit geglaubt, wenn sie dieselbe nicht selbst gestanden! Möge der Himmel mir verzeihen, wenn ich ein Unrecht begangen; in eine Scheidung wollte jener Mensch nicht willigen, ich aber konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er sie mit sich schleppen werde! Er hat sie niemals geliebt, sonst würde er unter den obwaltenden Verhältnissen ihr seine Existenz niemals verrathen haben!"

"Auch sie muß endlich leiden!"

"Gott möge ihr beistehen."

Eine lange Pause entstand; endlich sprach Karl:

"Ich muß sie sehen!"

"Nicht heute, alter Knabe, Du bist's heute nicht mehr im Stande; es würde Dich nur noch mehr niederbeugen. Warte bis morgen, nun aber geh' — und versuche zu schlafen!"

"Schlafen," wiederholte Karl bitter, "werde ich je im Leben wieder schlafen können? Nein — ich muß sie sehen, aber bleibe Du dabei!"

Er war leichenblass, sein Gang unstät und schwankend, als er langsam der Thüre zuschritt; in diesem Augenblick schlug Emma die Portiere zurück, drückte die Thüre auf und stand auf der Schwelle, vor den beiden Männern.

Karl wich bei ihrem Anblick zurück, sie aber sank vor ihm in die Kniee.

Er mühte sich zu sprechen, erst nach wiederholter Anstrengung gelang es ihm aber, das zu sagen, was er hatte sagen wollen.

"Ich werde Dich nur kurze Zeit aufhalten, doch ist es nothwendig, daß wir zu einer Verständigung gelangen. Ich — ich habe das Schweigen — jenes Menschen erkaufte; er wird Blastr für immer verlassen, doch die Ehe, von der ich keine Ahnung hatte, ist Anderen nicht fremd gewesen; auch von ihnen habe ich Geheimhaltung erlernt und General Davenport hat mir sein Wort versprochen, daß man in seinem Hause reinen Mund halten werde. Die ganze Angelegenheit wird somit nicht in die Oeffentlichkeit dringen, die Täuschung, welche Du an mir geübt, bleibt aber deshalb gleich arg, ich vermag nicht dieselbe zu übersehen; was zu geschehen hat, — ich weiß es noch nicht, ich muß erst denken; heute vermag ich es nicht! Für Dein Verzeihen, für Deine Existenz soll selbstverständlich Sorge getragen werden — obgleich —" er brach ab, fuhr aber gleich darauf traurig fort: "Ich table Dich nicht, ich glaube, daß Du gelitten hast, daß Du mich schonen wolltest. Du bist mir so theuer gewesen, daß ich es nicht vermag, ein Verdammungsurtheil gegen Dich zu sprechen, ich habe mich so weit herabgewürdigt, daß ich auf Kosten meiner Ehre Schweigen erkaufte!"

"O verzeih', verzeih'," schluchzte sie, "ich habe Dich so sehr geliebt!"

"Geliebt! War das Liebe, die so grausam täuschen konnte?" forschte er traurig. "Ich kann heute nichts mehr ertragen! Bitte, verlaß uns jetzt!"

Langsam erhob sie sich; er war in einen Stuhl gesunken und bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Eine Sekunde lang beugte sie sich zu ihm nieder, berührte sie seine Stirne mit ihren Lippen, dann — ihm einen langen, letzten, schmerzlichen Blick zuwerfend, verließ sie das Gemach.

Langsam stieg sie die Treppe empor und trat in das Kinderzimmer; die Wärterin erhob sich knirschend, als sie der Herrin ansichtig wurde.

"Sie sind nicht zu Bett, Marie; das ist mir recht, ich habe mit Ihnen zu sprechen, vor Allem aber gehen Sie hinab und sagen Sie Flore, daß ich ihrer Dienste heute nicht weiter bedarf."

Das Mädchen that, wie ihm geheißen, und Emma ließ sich am Feuer nieder. Bald darauf kam Marie wieder.

"Sehen Sie sich, Marie, ich habe mit Ihnen zu sprechen!"

"Kann ich nicht irgend etwas für Sie thun, gnädige Frau?" forschte das Mädchen, gewahrend, wie kalter Schauer die zarte Gestalt der jungen Frau durchlief.

"Könnten Sie mir eine Tasse Thee bereiten?"

"Gewiß, sofort, gnädige Frau."

"Dann thun Sie es, vor Allem aber reichen Sie mir meinen Knaben!"

Das Mädchen gehorchte, vorsichtig nahm es den Knaben aus seinem Bettchen und legte ihn der jungen Frau in den Schooß. Emma schloß ihn zärtlich in die Arme und sah mit thränenvollem Blick nieder auf das reine Kinderantlitz.

"Marie," flüsterte sie dann leise, "ich gehe fort, es mag längere Zeit vergehen, ehe ich zurückkehren kann; ich weiß, daß Sie mein volles Vertrauen verdienen; sagen Sie der übrigen Dienerschaft nur, daß ich verreisen mußte für einige Zeit!"

"Ja, gnädige Frau!"

Bevor ich aber gehe, geloben Sie mir, daß Sie meinen Knaben niemals verlassen wollen. Ich weiß, daß Sie gut mit ihm sein werden, und wenn — wenn mir etwas zustößen sollte, wenn Veränderungen vor sich gehen und eine neue Herrin einziehen sollte in Monkland, dann sagen Sie dem Herrn, daß ich Sie gebeten habe, bei meinem Knaben zu bleiben."

Marie, Marie, ich habe mit Ihnen zu sprechen!"

"Kann ich nicht irgend etwas für Sie thun, gnädige Frau?" forschte das Mädchen, gewahrend, wie kalter Schauer die zarte Gestalt der jungen Frau durchlief.

"Könnten Sie mir eine Tasse Thee bereiten?"

"Gewiß, sofort, gnädige Frau."

"Dann thun Sie es, vor Allem aber reichen Sie mir meinen Knaben!"

Das Mädchen gehorchte, vorsichtig nahm es den Knaben aus seinem Bettchen und legte ihn der jungen Frau in den Schooß. Emma schloß ihn zärtlich in die Arme und sah mit thränenvollem Blick nieder auf das reine Kinderantlitz.

"Marie," flüsterte sie dann leise, "ich gehe fort, es mag längere Zeit vergehen, ehe ich zurückkehren kann; ich weiß, daß Sie mein volles Vertrauen verdienen; sagen Sie der übrigen Dienerschaft nur, daß ich verreisen mußte für einige Zeit!"

"Ja, gnädige Frau!"

Bevor ich aber gehe, geloben Sie mir, daß Sie meinen Knaben niemals verlassen wollen. Ich weiß, daß Sie gut mit ihm sein werden, und wenn — wenn mir etwas zustößen sollte, wenn Veränderungen vor sich gehen und eine neue Herrin einziehen sollte in Monkland, dann sagen Sie dem Herrn, daß ich Sie gebeten habe, bei meinem Knaben zu bleiben."

"Ja, gnädige Frau," schluchzte das Mädchen, "aber warum, o warum müssen Sie fort?"

"Es muß sein! Ich danke Ihnen, Marie, für Ihre Theilnahme; ich werde mich Ihrer treuen Gesinnung stets erinnern. Tragen Sie Sorge, daß mein Junge mich nicht vergesse — doch — vielleicht wäre es besser, er würde es thun. Lehren Sie ihm vor Allem wahr zu sein und seinen Vater zu ehren!"

"Wenn Sie nach der Rothburg kommen," fuhr sie nach einer Pause fort, "grüßen Sie Milly und sagen Sie ihr meinen Dank, weil sie Papa so treulich pflegt. Nun aber muß ich gehen; Sie müssen mich hinab begleiten und hinter mir zuriegeln; morgen früh, so zeitlich als möglich, gehen Sie zum Herrn und theilen Sie ihm mit, daß ich fort bin!"

"Aber — gnädige Frau werden doch nicht zu Fuß gehen? Bei diesem entsetzlichen Wetter, der Schnee fällt ja in dichten Flocken!"

"Versuchen Sie nicht mich zurückzuhalten, Marie, ich muß fort; lassen Sie mich den Kleinen wieder in sein Bettchen legen!"

"Wollen Sie ihn nicht weden?"

"Nein, nein, ich vermöchte es nicht zu ertragen; o mein geliebtes, theures Kind, Gott segne Dich! Gott erhalte Dich gut und fromm, treu und wahr!"

Leidenschaftlich preßte sie ihn an sich und das Kind, aus dem Traume emporschreckend, schlug die Augen auf und flüsterte:

"Maman, petite Maman!"

"Ja, mein Liebling," schluchzte sie und er richtete sich im Bettchen auf, schlang die Arme um ihren Nacken und küßte sie.

"Heinrich, wenn man Dir sagen würde, Du sollest Deine petite Maman nicht mehr lieb haben, was würdest Du thun?"

"Ich würde die Leute hassen, die mir das zumuthen wollten!"

"Du wirst Deine Mama nicht vergessen?"

"Gehst Du denn fort, Mama? Wohin gehst Du?" forschte das Kind verwundert.

"Sag' mir gute Nacht, mein Schöndchen," bat sie, bemüht, ihr Schluchzen zu unterdrücken. "Geh' schlafen, mein Liebdchen!"

Sie herzte und küßte das Kind, dann blieb sie neben seinem Lager sitzen, bis der Schlaf ihm die müden Augen schloß; noch ein langer leiser Kuß, dann erhob sie sich und zog Marie mit zur Thüre hinaus.

"Sie können nicht fort, gnädige Frau, es wird Sie tödten!"

"O wenn es mich nur tödten wollte!" schluchzte sie.

Langsam wandte sie die Treppe hinab.

"Leben Sie wohl, vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, Marie!"

Noch ein letzter Blick, dann schied die junge Frau aus dem Heim, in welchem sie so glücklich gewesen.

Es war eine kalte Nacht, der Schnee fiel in dichten Flocken hernieder, mit seinem weißen Leichentuch den Boden bedeckend, während die junge Frau raschen Schrittes weiter eilte.

Und als am nächsten Morgen die Arbeiter hinausgingen, zum Bäumefällen im Wald, fanden sie eine leblose Gestalt am Boden liegen, in welcher sie bei genauer Prüfung Doktor Roland West erkannten. Sein Pferd hatte ihn aus dem Sattel geworfen, er war gegen einen Meilenzeiger angefahren und die ärztliche Obduktion zeigte, daß sein Tod ebenso unvermeidlich eingetreten, selbst wenn sofort Hülfe zur Hand gewesen wäre. Er erlangte nur noch auf Augenblicke die Besinnung während der zwei Stunden, welche er noch lebte; der Rektor war bis zum letzten Augenblick bei ihm. Als das Ende herannahte, bewegte er die eine Hand langsam nach der Richtung seiner Brusttasche, der Priester begriff sofort, daß er denselben irgend einen Gegenstand entnehmen wolle, und reichte ihm sein Taschenbuch.

Mit letzter Kraftanstrengung griff der Sterbende danach und reichte dem Vikar ein Blatt Papier.

"Zurückgeben," hauchte er, in die Kissen sinkend, und Ernest Rivers beeilte sich, dem Sterbenden jenen Trost zu bringen, welchen die Religion allein zu verleihen im Stande ist; ob er noch gehört worden oder nicht, vermochte der Priester nicht mehr zu erkennen. Ein Beben durchlief Doktor West's Gestalt — der Tod hatte sein Siegel auf die kalte Stirne gedrückt; als der Rektor die starren Hände der Leiche über der Brust faltete, entfiel denselben das Papier, welches "zurückzugeben" Doktor West den Priester gebeten hatte.

Es war eine Anweisung an einen Londoner Bankier, dem Ueberbringer zweitausend Pfund Sterling auszuzahlen; Karl von Gascoigne's Name war auf dem Blatte unterzeichnet.

(Schluß folgt.)

Gedenkvers.

Mußt keinen Zustand für dauernd halten,
Die Welt ist ein ewiges Andersgestalten;
Ein jeder Tag ist nur ein neues Stüd,
Jedoch ein Ganzes ist der Augenblick.

Wasservogelzug in Afrika.

(Bill E. 604.)

Für den Jäger ist Afrika ein Paradies. Er findet dort einen Wildstand so außerordentlicher Art, wie vielleicht sonst nirgends auf der Erde. Wer die Aufregung liebt, hat dort Löwen, Panther, Leoparden, Elephanten, Nilpferd, Rhinoceros und die mannigfaltigsten Arten von Antilopen, deren Jagd bei jeder dieser Thierarten auf verschiedene Weise interessant ist. Aber auch für den Suppentopf hat der Jagdfreund in diesem Welttheil vortheilhaften Boden, besonders an den Flüssen und Sümpfen in der tropischen und halbtropischen Zone. Wir führen unsere Leser heute zu solch' einer Jagd für den Küchentopf an den Mirambaler See in Afrika. Das Klima hier ist tropisch, der See ist an seinen Ufern theilweise bedeckt mit rohrartigen Wasserpflanzen märcenhafter Form und in äppigter Pracht. Das Boot der Jäger treibt zwischen Blättern der Victoria regia und den hohen buntfarbigten Wassergräsern. Es fährt still und heimlich, denn die Vögel sind schlau und haben ein feines Gehör. Der Jäger muß den frühesten Morgen zur Jagd wählen, dann aber bietet sich seinem Rohre dar ein buntes Gewimmel von Trappen, Rebhühnern, Wirsbühnern, Regenpfeifern, Schnepfen, Wildenten, Moorhühnern, Kranichen und Flamingos, die theils in dem Köhricht, theils auf den Inseln sich aufhalten. Die Jagd wird hier reichlich belohnt. Allerdings ist sie auch nicht ohne Gefahr. Flußpferde können den stumpfen Kahn, welchen gewöhnlich ein Eingeborener führt, umstoßen, Krokodile erwarten den Jäger im Wasser und schnappen auch häufig die gute Beute fort. Im Dickicht lauern nicht selten Panther und Löwen, und die Hitze wie die Dünste aus dem lauen Wasser und den fumpfigen Ufern sind tödtlich. Den Jäger hält dieß Alles nicht ab. Es ist hier eben sowohl sein Magen wie die Jagdlust, was ihn dazu treibt, sich all' diesen Gefahren auszusetzen.

Das Weikwurmbrennen in der böhmischen Schweiz.

(24th E. 608.)

Wer im Monat August das Quadergebirge bei Tetschen-Bodenbach, die sogenannte „böhmische Schweiz“, bereist, wird sicher überrascht, allabendlich nach hereingebrochener Dämmerkeit das eigenthümlich schöne Schauspiel einer Ueberbeleuchtung beobachten zu können. So weit der gewundene Lauf der Elbe zwischen den von Felsenwänden gekrönten Waldbergen zu überblicken ist, ziehen sich an beiden Ufern zahlreiche Feuer hin, deren Widerschein sich in den leise rauschenden Fluten des Stromes spiegelt und den Beschauer fesselt. Erzählt man sich doch z. B., daß die seitler verstorbene Großherzogin von Oldenburg, welche vor mehreren Jahren in einer der Tetschener Billen am Walde wohnte, entzündet über den sich bietenden Anblick, glaubte, die Verdorferung wolle ihr auf diese Weise eine sinnige Guldigung darbringen.

Die Mufion, welche durch diese Uferfeuer hervorgerufen wird, vermehrt sich noch, wenn man sich verlorben läßt, näher zu treten, denn nun glaubt man sich plötzlich trotz der schönen Augustnacht an ein Winterbivouac versetzt. Da hohen Männer, Weiber und Kinder um den Feuerplatz und schären, eingepulvt in dicke Massen großer Schneeflocken, die wie vom Sturmwinde gepeitscht rings um sie her wirbeln, die Flammen, während doch die erquickendste Wasserluft durch die laue Sommernacht streift, die über den dichtbewaldeten Wäldern ausgebreitet liegt. Je dunkler es wird, desto dichter wird das Geklöber, so daß man kaum mehr anschauen kann und die Nähe des Ufers schleunigt verläßt, weil nicht nur aus dem Wasser, sondern auch aus der feuchten Erde Milliarden von „Tintagsfliegen“ aufklattern, deren Erscheinen eben das täuschende Schauspiel eines Schneesturms mitten im Sommer bereitet.

Dieses Insekt, *Ephemera vulgata* und diptera, deutsch Weismurm, Ault oder Hult genannt, wird an der Elbe ausschließlich in der bergreichen Gegend zwischen Leitzmeritz, Teichken-Bodenbach und Königstein gefangen und gilt als das beste Futter namentlich für jene Singvögel, welche wie die Nachtigall, graue Grasmücke u. s. w. eine zarte Pflege erfordern. Die Jagd selbst ist ungemein primitiv. Es wird einfach aus größeren Steinen ein viereckiger, mit Schotter und Sand gefüllter Plaz von beiläufig einem Quadratmeter so an den Rand der seichten Uferflut geformt, daß die Wellen nicht darüber schlagen, und mitten hinein legt man einen kleineren Kranz von Steinen als Herd zur Aufnahme eines kleinen, aber hellleuchtenden Feuerchens. Steigen nun die zahllosen Massen des Weismurms aus den Wellen auf, so taumeln sie in das lustig prasselnde Feuer und sinken mit derjenigen Willkür rings auf die am Fangplatz ausgebreiteten Tücher nieder oder fallen den Fischen zum Opfer. Tags darauf werden die Haste an der Luft getrocknet, untereinander geschüttelt, damit sich die harten, unbefähigten Flügel abtrennen, und hierauf kommen sie zum Verkauf, bei welchem ein bis zwei Mark als Ertragniß eines besonders günstigen Jagdabends erzielt werden.

Julius Edulbes.

Aus Natur und Leben.

Die Tätowirung.

Der Brauch des Tätowirens ist ungleich weiter verbreitet, als man gemeinhin annimmt. ja, man kann sagen, daß sich die Tätowirung in ihren einkassiten Formen überall vorfindet. Wir brauchen dabei nur an unsere Matrosen zu erinnern, die gar häufig einen Anker oder ein Herz auf der Brust oder dem Arme farbzig eingeätzt haben. In den unteren Ständen tragen auch Frauen mitunter solch' heimliche Zier. Gemächlich wird dieselbe dadurch hervorgebracht, daß man über Hautflüßchen oder Einschnitten von der bestimmten Gestalt etwas Schießpulver verbrennt. Der Zweck, zu welchem diese Prozedur vorgenommen wird, ist bei den verschiedenen Völkernschaften auch ein verschiedener. Da find Männer, welche die Tätowirung als eine Auszeichnung, als ein Abzeichen der Männlichkeit, ein Ehrenzeichen des Muthes betrachten. Bei Andern wieder gilt diese Verunstaltung auch ganz einfach als solche. So erzählte ein Reisender, daß ein besonders treuer Unterthan zu Hawaii sich aus Schmerz und Trauer über den Tod seines Königs tätowirt habe. Am häufigsten aber wird die

Tätowirung bei Völkern, die unbefleidet gehen, als Bier, gewissermaßen als Kostüm und auch als Stammes- und Standes- abzeichen betrachtet. Manche derartig eingeätzte Zeichnung gibt bei denselben als unverkennbares Abzeichen der Bornehmtheit und wird auch als solches respektirt.

Zuerst hatte man wohl begonnen, den menschlichen Körper mit verschiedenen Farben zu bemalen, wie es jetzt noch bei verschiedenen wilden Völkerschaften der Fall ist. Auch darin lagen wohl schon Stammes- und Standesabtheilungen. Die Indianerflämme am Amazonasflusse unterscheiden sich jetzt noch durch farbige Zeichnungen an den Lippen oder am Körper. Der Wunsch jedoch, diese bedeutungsvollen Zier unverwischbar zu machen, hat bei den verschiedensten Völkerschaften die Veranlassung dazu gegeben, mittelst Einschnitts in die Oberhaut den meist aus Pflanzen gewonnenen Farbstoff unter dieselbe einzuführen. Die Tätowirung mittelst Stichen oder Einschnitts ist so ziemlich überall verbreitet, von den Neuseeländern bis zu den Tungusen, am meisten ausgebildet aber ist diese Form in Polynesien und bei den Malagen. In Polynesien begnügt man sich mit den einfachen Stichen nicht, sondern man legt das in ein Blatt oder in eine Baumrinde geschnittene Muster, sozujagen die Schablone, auf den bestimmten Körpertheil und schneidet die Zeichnung mit einem eigens zu diesem Zwecke gefertigten Meißel aus Wein in die Haut ein, das Blut sorgsam abtrocknend. Doch begnügt man sich durchaus nicht immer damit, einfachen Farbstoff nur in diese Haut-einschnitte einzuführen, sondern man fügt noch einen Leihstoff hinzu. So in Neuseeland und auf den Marquesasinseln. Die Anschwellung, welche durch dieses Verfahren entsteht, gestaltet das Dessin ein relief, eine Mode, die, so schmerzhaft sie ist, sich bei den Maoris besonderer Beliebtheit erfreut. Diese oft sehr geschickt angebrachten Zeichnungen kompliziren sich häufig, um Familienabstammung, Rang und Lebensthaten anzuzeigen. Bei den Australiern wird in jeder bedeutungsvollen Lebensphase noch eine Zeichnung hinzugefügt.

Die Hsoutchis, im westlichen Sibirien, die vollkommen ge-
fleidet einbergehen, begnügen sich damit, sich tiefe Einschnitte bei-
zubringen, welche ihre Grobheiten im Kriege, auf der Jagd oder
im Fischfange konstatiren. In den meisten Fällen sind es alte
Weiber, welche die Operation vollziehen, mitunter aber auch, so
bei den Alkurus, ist es der Priester oder der Häuptling, welcher
die Tätowirung vornimmt.

Alle, welche über den ganzen Körper tätowierte Menschen gesehen, konstatieren, daß die Tätowierung den Eindruck des Nackten gänzlich aufhebe und scheinbar Kleidungsdienste verrichte. Die Wuschucht tritt da nur in etwas anderer Form als bei uns auf und wenn man die hübschen Zeichnungen, mit welchen sich die Polynesier ornamentieren, in's Auge faßt, so kann man ihrer Leidenschaft für diese Kosmetik um allenfalls einiges Verständnis abgewinnen. Doch scheint dieser Verschönerungstrieb mitunter recht hoch zu stehen zu kommen. Millicho-Macley erzählt in der Schilderung seiner Verehrung Mikroneziens, daß die Inselbewohner des Archipels Belau weit weniger tätowiert sind, als jene der nahen Insel Jap und die anderen Polynesier. Dennoch sind sie dieser „Verschönerung“ nicht weniger zugethan als die Anderen, und wenn sie dieselbe vornehmen, ist sie sogar „künstlerisch“ kompliziert, allein sie vermögen die Operation nicht ungestraft auszuhalten. Dem Aussehen nach sind sie nicht minder robust, nur scheint ihr Organismus nerodder, viel empfindlicher gegen den Schmerz, und sie erliegen nicht selten der Operation, unter der ihre Gesundheit stets Schaden erleidet. Die Frauen vertragen die Prozedur nicht besser als die Männer. Sie „jieren“ sich den Handrücken, die äußere Seite der Arme und Beine mit Kreuzen, Sternen und Punkten in Richtadlinien, allein sie leiden darunter.

Die Indianer Amerikas tätowiren sich, wie bekannt, nur wenig. Bei ihnen trägt nicht nervöse Schmerzempfindlichkeit die Schuld, sie sind im Gegentheil sehr stoisch, allein manche Stämme betrachten die Tätowirung als entehrende Verursachung. Ein Beispiel dafür. Eine junge Indianerin des Apachenstammes am Arizona war einem Comanchen als Gattin gefolgt. Beide Stämme lagen mit einander im Kampfe. Die junge Frau wurde mit mehreren Comanchen von den Apachen wieder gefangen genommen und zur Strafe auf dem Rücken tätowirt. Diese schmerzhafteste Operation ward über fünf Vierteljahre ausgedehnt. Es gelang der Unglücklichen endlich, zu fliehen, und sie lebte dann als Dienerin in einem amerikanischen Hause. Die komplizirte, gewissermaßen künstlerische, die Kleidung ersetzende Tätowirung der Polynesier ist in Amerika nicht verbreitet.

Die Niam-Niam, die Weiber der Gammeh, Ratambue, Ratondo, Mandanganba und Nachinga versehen es, sich mit ganz hübschen Guirlanden zu schmücken. Die Boris bemalen sich mit Feienerde, die Vernus und Verias mit rothem Ocker, die Mottutts mit Rothholz oder dem schwarzen Saft der Gardenias. Im Allgemeinen aber begnügen sie sich mit ziemlich großen Einschnitten und Stichmustern von den Schläfen die Wangen entlang oder mit irrigen Einschnitten, wie jene der Vantetochs am Loango. Die Bongos tätowiren sich sogar an den Armen ziemlich stark, allein ihre Muster werden nicht durch die Stichmethode hergestellt, sondern, wie Schweinsfurchen erzeugt, durch Einschnitte, deren Heilung durch Einreibungen mit irritirenden Substanzen verzögert wird. Nach Cameron hegen die Eingeborenen von Omwinza, östlich vom See Tanganika, große Vorliebe für Tätowirungen. Ihre Körper sind ganz bedeckt mit spiralförmigen, kreisförmigen und geraden Linien, die mittelst Hauteinschnitten gezogen sind. Weiter südlich am selben See, zu Kasanganalona, „trägt man“ eine gerade Linie inmitten der Stirn und zwei Linien von den Schläfen herunter, manchmal bis an das Kinn verlängert tätowirt. Cameron glaubte darin Unterscheidungszeichen der Stämme zu sehen.

Im Osten des Tanganika, zu Kubiga, entbehrt die Rännern und Frauen eigenthümliche Tätowirung aller Regelmäßigkeit, und die furchtbaren Narben, welche die zu Verschönerungszwecken angebrachten tiefen Einschnitte zurücklassen, bieten nach Cameroun einen furchtbar abstoßenden Anblick. Doch scheint dem seltsamen Schönheitsfinne der Reger auch dieß noch nicht zu genügen, da sich Viele unter ihnen mit derartigen Hauteinschnitten noch nicht einmal zufrieden geben. Dr. Tabano hat kürzlich eine noch weit furchterliche Tätowirungsmethode, die an den afrikanischen Küsten üblich, geschildert. Dieselbe wird einzig auf das Gesicht angewendet. Sie besteht in einer Zerrung und Verdrehung der Haut, welche den gewöhnlichen Einschnittsprozess begleitet. Eine große und ziemlich starke Stahlnadel wird schräg unter die Haut eingeführt, um so tiefer, je effektvoller die Tätowirung ausfallen soll. Die Nadel wird sodann in der Richtung, in der sie eingeführt ist,

gewaltsam nach vorn bewegt, so daß sie wie ein Hebel die Haut nach vorn reißt. Der solcher Art erzielte Hautteufel wird nun kugelförmig um die gleich einer Ähre figurierende Stahlnadel gedreht, und die Kontraktion der Gewebe genügt, sie festzuhalten, bis die Verheilung größere oder kleinere, mehr oder minder unregelmäßige kugelförmige Erhöhungen ergeben hat. Diese Operation wird zumeist oberhalb oder unterhalb der Nase vorgenommen. Wangen-Stämme behandeln auch die Ohrläppchen und Ohrenstämme in gleicher Weise. Doch wird diese Tätowierungsform zumeist nur an Männern und kleinen Kindern vorgenommen; sie ist noch abstoßender als jede andere, doch ist sie, so schauerlich die Projektur auch klingt, nicht so schmerzhaft wie jene, zu der ätzende Stoffe verwendet werden. Jedenfalls aber mag sie kleinen Kindern, die noch nicht durch Ehrgeiz oder Eitelkeit freiwillig dazu getrieben werden, ganz entsetzlich dünken.

In Japan ist die ornamentale, gewissermaßen als Gewandung dienende Tätowirung in hohem Grade, ja geradezu künstlerisch entwickelt. Eine schöne Tätowirung dort ist, wenn der Rücken mit zwei Figuren von verschiedener Größe geschmückt ist und den übrigen Körper hübsche, schwungvolle Arabesken damasciren.

Manu stolz dürfen wir jedoch auf die Tätowirung auch nicht niederblicken, so lange — unsere Damen noch Ohrringe tragen. Die Durchbohrung der Ohrfläppchen ist ein Ueberbleibsel einstiger Barbarei.

Auflösung des Bilderräthfels Seite 587:

Zwischen heut' und morgen
Liegt eine lange Frist,
Derne schnell besorgen
Da du noch munter bist.

Auflösung des Palindroms Seite 587:

Relief, Feiler.

Seine Korrespondenz.



Hrn. L. Hahn in Ehrenfeld. Wir können Sie nur im Allgemeinen vor derartigen Instituten warnen. Der einzige Weg hier ist Empfehlung, auch unter Umständen Annonce.

Hrn. Joseph R.....Krand in Zammerfod. Das Buch:
„Deutscher Wortschatz“ kostet 5 Mark, gebunden 6 Mark (Stuttgart, Neff).
Abonnent in Warburg. 1) Nur an den betreffenden Anhalten
selbst auf schriftliche Erläuterung. 2) Ihr Hausarzt wird wohl Recht
haben.

H. B. in Stuttgart wünscht „ein gutes Lehrbuch für englische Stenographie, System Gabelsberger“ kennen zu lernen.

Hrn. Maler Otto M. in Chicago. Ein Verfahren, beim kaiserlich deutschen Patentamt patentirt, zur Herrichtung von Papier, Geweben, Holzstafeln zc. für die Zwecke der Malerei gibt Stoy Dupons in Rancn. Dasselbe besteht in der Aufbringung eines dünnen Leiges aus Bleiweiß und gefochtem Oel auf den zuvor ein- bis zweimal geleimten Stoff. Daraus wird aus die so hergerichtete Fläche seiner Baumwolltaub zu Erzeugung einer sammetartigen Lage gestrich, und wiederum, nachdem der Stoff mit einer Wollbürste behandelt ist, eine Mischung aus acht Theilen Bleiweiß, einem Theil Goldblau, einem Theil Terpentineßig und einem Theil Stärke darauf gebracht, welche, indem der Stoff über mit Rautenlauf überzogene Walzen geführt wird, gleichmäßig vertheilt wird. Hieraus bearbeitet man den Stoff mit einer Bürste aus seinem Curdengras, um die Baumwollfasern wieder etwas aufzurichten, und bringt schließlich das Papier zc., nachdem es zwei bis drei Tage getrocknet ist, in ein Bad von Weingeist und Wasser.

C. R. in G. Von älteren Jahrgängen unseres Journals können Sie, theilweise zu ermäßigtem Preis, noch haben die Jahrgänge 1862, 1863, 1868, 1874, 1875, 1876—1879. Ein Preisvergrößerung sendet Ihnen unsere Verlagshandlung auf Wunsch direkt zu. Geben Sie Ihre Adresse oeff. genau an.

Richtige Wohnungen von Rätheln, Charaden, Räthelsprüngen etc. sind uns zugekommen von: Frn. Hermine Rietmann, Alrid Pauline Gaslitz, Brunn; Rosina Wilschbild, Prag; Marie Schneider, Brunn; Antonie Gräbeler, Leipzig; Frau Henriette Stein, Hamburg; Amalie Pökel, Adin; Emma Marik, Duisburg; Frn. D. Kühle, Bunslau; A. Heller, Innsbruck; A. Werni, Korburg; A. Pöhl, Berlin; A. Larre, Spremberg; W. Ringer, Ravensberg; A. Wittich, Wien; A. Ortel, Berlin; A. Maute, Leipzig; Fr. Beder, Posen; A. Winkard, Guremburg; F. Gräbeler, Prag.

Frau Emilie D. in D. In dergleichen Korrespondenz sich einzulassen, ist stets bedenklich. Wir würden Ihnen rathen, sich zuerst möglichst genau zu erkundigen.

Hrn. M. Munkel in Teplicz. Wenn Sie österreichischer Bürger
sind, in Wien.

Univerten.

Auf 19): Künstliche Perlen bestehen aus dünnen Glasfäden, welche auf der Innenseite mit einer silberglänzenden Masse beschichtet werden. Letztere wird von den Schuppen des Meisel (*Alburnus lucidus*) bereitet, und zwar werden die Schuppen durch kochende Asche von den Fischen abgelöst, gefolgt und in Blechbüchsen nach Köln geschickt, wo man die unter dem Namen Essence d'Orient bekannte silberglänzende Masse herstellt. C. Döhning in Marienwerder.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. Glasermeister L. G. in R. Eine Morphinum-Einspritzung ist keine so harmlose Sache, wie Sie zu glauben scheinen. Solche dürfen nur von Ärzten oder von solchen hiezu autorisirten Personen (approbiren Heilgehülfen) in Ausführung gebracht werden. Das Selbstheirspitzen von Seiten des Patienten hat schon zu großen Unangenehmlichkeiten, insbesondere zu der sogenannten Morphinumsucht geführt und wenn, wie häufig beobachtet, ohne Kontrolle angewandt, Gesundheit und Leben beeinträchtigt.

Frln. Louise R. in S. Von den Schwarzwaldbädern ist einer gleichzeitigen Dame, die gleichzeitig einen billigen Ort wählen möchte, das Stahlbad Imnau in den hohenzollern'schen Landen bestens zu empfehlen.

Dr. Et

Rebation: Hugo Rosenthal-Born in Stuttgart.

